

Ein Beitrag zur Würdigung von Grimmelshausens *Simplicius Simplicissimus*.

Vorbemerkung: Durchgehends sind im folgenden nachstehende Abkürzungen gebraucht: S. für *Simplicius*, den Helden, SS. für *Simplicius Simplicissimus*, den Titel des Romans. Gr. für Grimmelshausen. Mit Bob. wird citiert: Bobertag, Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland, II. Band, 2. Abtheilung, Berlin 84.

Inhalt: Einleitung. — 1) SS. ein Nationalroman. — 2) Die schriftstellerischen Absichten des Verfassers. — 3) Der Ideengehalt und das Poetische im SS. im allgemeinen. — 4) Der Humor bei Gr. — 5) Die Satire bei Gr. — 6) Die idyllischen und die allegorisch-visionären Stücke im SS. — 7) Das Problem des letzten Teils im einzelnen betrachtet. — Schlussbemerkungen.

Mit Recht nennt Bob. p. 7 Gr. „den ersten deutschen Romanschreiber, dem die Bezeichnung eines genialen Mannes zukomme“, sein Hauptwerk aber, den SS.: „den einzigen Roman des 17. Jahrhunderts, der noch gelesen zu werden verdient“. Alle Beurteiler sind des Lobes voll für dieses originale Erzeugnis des deutschen Geistes. Freilich ist es in der Regel nur ein bedingtes Lob, eingeschränkt durch gewichtige Bedenken gegen Form und Inhalt gleichermaßen. Die Urteile sind merkwürdiger Weise um so schroffer, je weiter sie zeitlich zurückliegen. Gerwinus z. B. sagt: Das Werk zeige erstaunlich viel Anlage, aber wenig Wert der Ausführung. Wolff (Allgemeine Geschichte des Romans) behauptet: als Kunstwerk könne SS. überhaupt nicht in Frage kommen, denn weder Einheit des Plans, noch konsequente Durchführung sei vorhanden. Das Werk sei „entsetzlich überschätzt“ worden. Aber auch er muß schließlich gestehen (p. 178): ungeachtet der vielen groben Fehler sei es der einzig gute Roman jener Tage, weil in ihm der Verf. „obwohl mit Keulenschlägen“ das Richtige treffe. Auch Heitner bemerkt bei begeistelter Anerkennung doch: es fehle jeder Sinn für Maß und Schönheit, auch er redet von „Rohheit und Formlosigkeit“.

Diese Kritik ist in der That im Rechte, sofern wir allerdings im SS. kein Kunstwerk von dem Ebenmaß des Ganzen und der Harmonie der Teile vor uns haben, wie wir sie an den Werken unserer Klassiker bewundern. Die Mängel sind zunächst solche der Komposition. Die Überfülle des mannigfaltigsten Stoffes ist nicht einheitlich verarbeitet. Zu viel heterogenes Beiwerk unterbricht den Zusammenhang der Erzählung und läßt einen ungetrübten ästhetischen Genuß an der Lektüre nicht aufkommen. Dazu kommt eine urwüchsige, oft ans Obscöne streifende Derbheit im Ausdruck des Natürlichen und im Aufdecken von Laster und Unsittlichkeit, daß dadurch gewiß mehr als nur eine falsche Prüderie unseres modernen Empfindens verletzt wird. Es ist daher leider unmöglich, das Buch auch heute noch als Volks- und Hausbuch zu empfehlen, was es seinen großen Vorzügen nach sonst recht wohl verdiente. Daran ändert nichts, wenn die Herausgeber in ihren Einleitungen, sowie Bob. in seiner ausführlichen Besprechung diesen Eindruck abzuschwächen suchen durch den Hinweis auf das relative Maßhalten Grs. in den schriftstellerischen Unarten jener Zeit, wo die Erzählungstechnik in Deutschland noch in den Kinderschuhen steckte. Nur in einer Bearbeitung, die all das Störende pietätvoll zu entfernen wüßte, steht zu erwarten, daß SS. wieder ein größeres Publikum findet. Dazu müßte man sich entschließen, wenn das treffliche Buch nicht — wie es weiland all den herrlichen Nuditäten der antiken Kunst im Museo Borbonico zu Neapel erging — in einen Winkel der Bibliotheken zurückgestellt werden soll. Denn es hat nicht nur kulturgeschichtlichen Wert, es ist in der That auch in seinem dichterischen Kern eine nie veraltende Perle unserer Litteratur. Um aber zu scheiden, was dauernd wertvoll ist und was der Zeit der Entstehung angehört und mit ihr veraltete, dazu gilt es, den Bahnen des Dichters nachzugehen, zu zeigen, in welcher Absicht er das Einzelne so und nicht anders geschrieben hat.

Dazu will das Folgende einen bescheidenen Beitrag liefern, es will vor allem hervorheben, daß dem Verfasser die dichterische Gestaltung seines Stoffes gar nicht die Hauptsache ist, daß vielmehr eine moralisch-didaktische Tendenz seine Schreibart wesentlich bestimmt hat. Dies sowie die Rücksicht auf Geschmack und Anschauungsweise der niederen Volks-

freie, für die er schrieb, dürfte wohl geeignet sein, die angedeuteten Mängel des Werkes bis zu einem gewissen Grade zu erklären. Alle sonstigen Fragen nach Vorbildern und Quellen, nach dem persönlichen Lebensgang des Dichters usw. bleiben hier unberücksichtigt, auch von Citaten und gelehrtem Apparat ist bei dem knappen Raum thünlichst abgesehen worden.

1) *SS. ein Nationalroman.* — Versucht man das in Rede stehende Dichtwerk nach den herkömmlichen litterarischen Kategorien zu klassifizieren, so stößt man auf ungeahnte Schwierigkeiten, es gehört zu keiner einzigen ganz und hat doch mit allen etwas gemein. Dunlop scheidet die derzeitigen »fictions« in 4 Klassen: 1) solche, die eine geschichtliche Grundlage haben; 2) Romane, deren Ereignisse, ob ernsthaft, ob komisch, gänzlich erdichtet sind; 3) eine Art Romane von moralischer oder satirischer Tendenz, wo Fremde in den verschiedensten Ländern umherziehen und die Sitten der Einwohner beschreiben; 4) Feenmärchen. — Offenichtlich trägt *SS.* Züge von jeder dieser vier Klassen an sich: er ist historisch, sofern die Zeitereignisse des 30jährigen Krieges den die ganze Erzählung wesentlich bestimmenden Hintergrund bilden. Dabei sind die Charaktere, sowohl des Haupthelden, wie der meisten vorkommenden Persönlichkeiten durchaus erdichtet, resp. aus der Erfahrung des Dichters geschöpft. Auch Märchenhaftes fehlt nicht, obwohl es den Gesamtcharakter des Werkes nicht beeinflusst. Mit der dritten Klasse berührt es sich, sofern das Moralisch-Satirische eine Hauptrolle spielt. Es unterscheidet sich aber doch wieder wesentlich von den hierher gehörigen Geschichten dadurch, daß die Erzählung nicht nur rein äußerlich den Rahmen für die Satire abgiebt, sondern hier sind die Probleme psychologisch vertieft, die Charakteristik der handelnden Personen ist dichterischer Selbstzweck neben der Satire. So weist das Werk über die Schranken der damaligen Erzählungskunst hinaus, es läßt sich nicht in das für diese geltende Einteilungsschema einreihen. Ebenjowenig aber können wir es nach den jetzt geltenden Gesichtspunkten etikettieren. Indessen teilt *SS.* diese Sprödigkeit mit den hervorragendsten Werken der Weltlitteratur. Karl Hillebrand prägt in beachtenswerter Auseinandersetzung für solche einzigartige Originalwerke den Ausbruch „Nationalroman“. Er versteht darunter die Fortsetzung der alten Nationalepopöe. Wie diese an den Grenzen geschichtlicher Zeit die Summe aller bodenständig gewordenen Verhältnisse und geistigen Interessen eines Volkes ziehen, so gelinge es auch auf historischem Boden noch dem Originalgenie, das die ganze Bildung seines Volkes in sich aufgenommen, die gesamte kulturelle und gesellschaftliche Existenz einer bestimmten Nation auf einem bestimmten Punkt seiner Entwicklung zu dichterischer Darstellung zu bringen (s.: Zeiten, Völker und Menschen, III 379). Hillebrand hätte zu Don Quixote, Tom Jones, Wilhelm Meister, an denen er seine Behauptung nachweist, auch das in Rede stehende Dichtwerk mit aufzählen können, es giebt jenen hinsichtlich der Mannigfaltigkeit und Fülle des Stoffes nichts nach, es zeigt uns in allseitiger Beleuchtung das deutsche Volk in jener für seine sittliche und kulturelle Entwicklung so unendlich wichtigen Zeit des 30jährigen Krieges. Wir lernen das Leben und Treiben der Soldaten nicht minder als das des Bürger- und Bauernstandes kennen. Auf die gesellschaftlichen Zustände, auf Denkart und Anschauungsweise der Vornehmen wie der Geringsten, der Geistlichen wie der Laien fallen die interessantesten Schlaglichter, wie das keine Chronik, kein Berg von Akten so fertig bringen kann. Über den Glauben, wie über den Un- und Aberglauben der ganzen Zeit werden wir in der allerschaulichsten Weise belehrt, weil alle handelnden Personen ohne jede Nebenabsicht, ohne jede Theaterpose ganz naiv sich selber geben. Und wenn auch in dem Bilde eines entarteten, in Auflösung alles Bestehenden begriffenen Volkes natürlich die Schatten stark hervorgehoben sind, so fehlen doch auch nicht ganz die Züge der Tüchtigkeit, die die Möglichkeit einer Erneuerung ahnen lassen. Dieses Ziel aber, sein Volk, seine Zeit in aller Vollständigkeit zu zeichnen, hat Gr. mit vollem Bewußtsein vor Augen gehabt.

2) Die schriftstellerischen Absichten des Verfassers. Hören wir ihn selber: I 4 heißt es: „Die Folge seiner Histori erforderte, daß S. der lieben Pastorität hinterlasse, was vor abscheuliche und ganz unerhörte Grausamkeit in diesem unserem Teutschen Krieg hin und wieder verübt worden, zumalen mit seinem eigenen Exempel zu bezeugen, daß alle solche Übel von der Güte und Gnadenheimsuchung des Allerhöchsten, zu unserem Nutz, oft nothwendig haben verhängt werden müssen“. — Ferner II 10: „Ich hatte mir vorgezset, alle Thorheiten zu bereden und alle Eitelkeiten zu straffen, wozu sich dann mein damaliger Stand (Narrenstand) trefflich schickte“. Dazu noch II 1: „Günstiger Leser, ich erzähle diese Geschichte nicht darum, damit er viel darüber lachen soll, sondern damit meine Histori ganz sei.“ Ein vollständiges Programm enthalten diese Sätze. Verf. will etwas „Ganzes“ liefern, auf Vollständigkeit ist es abgesehen in beiden Stücken, 1) in Bezug auf das kriegerische Leben und Treiben, 2) hinsichtlich der sittlichen Zustände jener Zeit. Beides aber soll ihm dienen, einen Hebel anzusetzen zur sittlichen und religiösen Erneuerung, an der nach Möglichkeit mitzuarbeiten, die große Aufgabe ist, die sich unser Verf. gesteckt hat. Zugleich lernen wir in jenen Stellen das hauptsächlichste Mittel kennen, durch welches er diesem Ziele nachstrebt: die humoristische Einleidung. „Es hat mir so wollen behagen, die Wahrheit mit Lachen zu sagen“ setzt er als Motto über die Ausgabe von 1671. Die Wahrheit, sowie sie ihm aufgegangen ist, will er sagen über all die Thorheiten seines Volks, über all die Laster und geistige Ver-

fommenheit seiner Zeit, über all die conventionellen Tugenden und gesellschaftlichen Mißstände um ihn her. Doch will er sich dazu einer neuen Weise bedienen: des Humors. Nicht kleidet er seine Lehren und Warnungen in orakelhaftes Gesicht und Prophezeihungen von düsterem Ernst, wie sein Landsmann und Vorbild Moscherosch (obwohl er das als gelegentliches Kunstmittel nicht verschmäht), sondern er bringt sie vor im Rahmen einer sinnreich erfundenen Geschichte voll lebenswahrer, die Phantasie mächtig packender Einzelbilder, durchflochten mit wenig wählerischen Anekdoten und Scherzen, die unbändig die Lachlust reizen. Warum er gerade diese Art wählt, setzt er im Eingang zum 6. Buch ausführlich auseinander. Dieses stand in der ersten Ausgabe nicht, sondern kam erst in der zweiten hinzu. Da drängt sich die Vermutung auf, daß er bald nach Erscheinen des Buchs Angriffe wegen seiner Schreibart erfahren habe, eine Vermutung, die durch einige Stellen im Springinsfeld und der Courasche bestätigt wird. Er hält es daher für nötig, sich zu rechtfertigen und seinen Standpunkt in wünschenswerter Klarheit zu präzisieren. Wir setzen die wichtigsten Sätze hierher: „Wann ihm jemand einbildet, ich erzähle nur darum meinen Lebens-Lauf, damit ich anderen die Zeit kürzen, oder (wie die Schalksnarren und Poffen-Reißer zu thun pflegen) die Leute zum Lachen bewegen mögte, so findet sich derselbe weit betrogen, denn viel Lachen ist mir selbst ein Edel, und wer die edle Zeit vergeblich hinstreifen läßt, der verschwendet diejenige Götliche Gnad unnützlich, die uns verliehen wird, unser Seelen Heil zu wärden. — Daß ich aber zu Zeiten etwas possierlich aussiehe, geschieht der Färtling halber, die keine heilsame Pillulen können verschlucken, sie sehen denn zuvor etwas verzuckert und vergült: geschweige, daß auch die aller gravitatische Männer wann sie lauter ernstliche Schriften lesen sollen, das Buch ehender hinweg zu legen pflegen, als ein anderes, das bei ihnen hißweilen ein kleines Lächlein herauspresset; Ich möchte vielleicht auch beschuldigt werden, ob ging ich zuviel Satyrice darein, dessen bin ich aber gar nicht zu verdenken, weil mäutiglich lieber geduldet, daß die allgemeine Laster Generaliter durchgehohlet u. gestraffet, als daß die eigne Untugenden freundlich corrigiret werden. So ist der Theologische Stilis bei Herrn omnes (dem ich aber meine Histori erzähle) — gar nicht so angenehm, daß ich mich dessen gebrauchen sollte, solches kann man an einem Marttschreyer oder Quackalber — abnehmen, welcher — auf den ersten krummen Sprung seines Narren mehr Zulauffs — bekommt, als der eysrigste Seelenhirt. — Ich protestire hiermit vor aller Welt keine Schuld zu haben, wann sich jemand deswegen ärgert, daß ich den SS. auf diejenige Mode austaffire, welche die Leute selbst erfordern, wann man ihnen etwas nütliches bebringen will. Lasset sich aber ein u. anderer der Hülsen genügen und achtet den Kern nicht, der darin verborgen steckt, so wird er zwar als von einer kurzweiligen Histori seine Zufriedenheit, aber gleichwohl dasjenige bey weitem nicht erlangen, was ich ihn zu berichten eigentlich bedacht gewesen.“

Also „etwas Nütliches bebringen“ will unser Verf. seinen Lesern. Eine didaktische Tendenz hat ihn bei Abfassung seines Werks wenigstens mitbestimmt. Das darf uns nicht wundern. Das Didaktische liegt ja der ganzen Zeit im Blute. Die Religion ist didaktisch, die Kunst, und ebenso auch die Dichtung. Bei allen zeitgenössischen Poeten begegnen uns ganz ähnliche Raisonnements, cf. Heitner 3 p. 135 ff., meistens variieren sie sogar dasselbe Gleichnis von der überzuckerten Pille. Durchgehends verspricht der Dichter dem Leser einen „sonderbaren Nutzen“. Die Geschichte hat freilich gerade darum ein vernichtendes Urteil über den Kunstwert dieser Litteratur gefällt. Das Poetische wird durch das Didaktische ersetzt, die Erzählung durch öde Gelehrsamkeit überwuchert. Wie kommt es nun, daß unser Autor diesen Gefahren im Ganzen und Großen so glücklich entgangen ist? Seine vorangestellten Ausführungen geben die Antwort. Er will nicht eigentlich belehren, sondern, wie schon bemerkt, seine Leser moralisch-religiös beeinflussen. Er wendet sich nicht an den Verstand, sondern sucht den Weg zu Herz und Gemüt durch Vermittelung der Phantasie, indem er die mitzuteilenden Ideen dichterisch versüßlicht. Stellt er sich also hinsichtlich seiner letzten Ziele dem Seelsorger gleich, so verzichtet er doch darauf, wie dieser direkt an das Herz zu appellieren. Prediger giebt's genug, aber ihre Lehren verhallen ungehört von denen, die sie zu beherzigen am meisten nötig hätten. Abstrakte, direkte Moral ist den Leuten verhaßt, sie lieben es nicht, allzudeutlich auf ihre Schäden hingewiesen zu werden. Ein Buch, das solches versuchte, würde von der großen Menge achtlos bei Seite gelassen, denn man sucht in Büchern eben nur Unterhaltung. Er aber beabsichtigt eine Wirkung auf die Massen; es ist ihm Herzersbedürfnis, sein Volk zu warnen vor der Bahn sittlichen Verderbens, auf der er die blinde Menge dem Untergang entgegenweilen sieht. Um darum sein Buch vor dem Schicksal ernster Bücher des „theologischen Stilis“ zu bewahren, um ihm ein möglichst großes Publikum zu gewinnen, paßt er sich den Ansprüchen und Bedürfnissen desselben an; er staffiert es mit Späßen und Poffen aus und macht es durch weitgehende Concessionen an den Zeitgeschmack so „kurzweilig“ als möglich. Aus rein praktischen Gründen also, man möchte sagen, aus volkspädagogischen Rücksichten, wählt er die besondere Art seiner Schriftstellerei. Er verbirgt den Seelsorger hinter der Maske des Humors, er nimmt sich den Arzt zum Vorbild, der auch die heilsame Arznei mundgerecht macht, damit sie willig genommen werde. Wenn so auch der lehrhafte Ton glücklich vermieden ist, so will uns doch ein anderes nicht gefallen: die geringe Wertung der poetischen Einleidung, der Fabel. Sie erscheint ja hiernach nur als ein an sich nebensächliches Mittel zum Zwecke. Wäre wirklich das Verhältnis der „kurzweiligen Histori“, also der erdichteten Fabel, zu dem, was er „eigentlich zu berichten willens gewesen“ nur das von „Hülse und Kern“, so wäre das Urteil über den Kunstwert des Romans gesprochen.

Doch das ist glücklicherweise nicht der Fall. Der Dichter stellt es nur im Eifer der Polemik so dar, um die moralische Tendenz, deren er sich bewußt ist, möglichst stark hervorzuheben.

Bei Moscherosch und Weise dient ja in der That die Erzählung nur dem Zweck: Situationen für moralische Excurse zu liefern. Genau so ist es auch in den Erstlingschriften Grs. In manchen Stücken des SS. greift er auch auf diese Praxis zurück, wie wir noch sehen werden. Seit jenen Anfängen aber ist er durch die Schule des galanten Romans gegangen; er hat Geschmack gewonnen an rein dichterischer Behandlung psychologischer Probleme, er hat seine poetischen Kräfte entdeckt, und stellt er sie auch im SS. in den Dienst seiner volkspädagogischen Absichten, so kommen sie doch hier zu freier Entfaltung. Wohl fehlt es nicht an Partien, in denen die Moralsatire sich ungebührlich breit macht, oder wo der Verf., der Unsitte seiner Zeit huldigend, sich in gelehrtem Prunk und schulmäßigen Deduktionen ergeht, oder wo er allzu eifrig bemüht ist, dem „Poffenreißer auf dem Jahrmarkt“ Konkurrenz zu machen; aber aus alledem läßt sich doch ein Kern reiner Erzählung heraus Schälen, wo das Poetische durchaus Selbstzweck ist. Ja, hinsichtlich des Elementaren der Poesie offenbart sich Gr. hier als eine dichterische Kraft ersten Ranges.

3. Der Ideegehalt und das Poetische im allgemeinen. Überblicken wir zunächst die leitenden Grundideen. Die Lebensschicksale und der Entwicklungsgang des Helden S. bilden den Stoff des Romans, u. z. Entwicklung im eigentlichen Sinn. Er tritt nicht als fertiger Mensch auf, sondern wir erfahren das Werden seines Charakters. Seine äußeren Erlebnisse sind ein toller Wirbel von Abenteuern und Verirrungen. An ihnen hat Verf. recht augenscheinlich das Grundprinzip seiner Lebensanschauung nachweisen wollen: „Der Wahn betreugt“, wie er auf allen Illustrationen des Buches schreibt, oder anders gewendet: „daß nichts Beständigeres in der Welt sei, als die Unbeständigkeit selbst“ (III 8). S. ist so „bald hoch, bald nieder; bald groß, bald klein; bald reich, bald arm; bald fröhlich, bald betrübt; bald beliebt, bald verhaßt; bald geehrt, bald veracht“ (V 24). Und doch wird an diesem Lebensgang gerade gezeigt, daß bis zu einem gewissen Grad der Mensch seines Glückes Schmied sei, daß er sich erheben kann zur Freiheit über das zwingende Schicksal, daß er andererseits die Schuld an Widerwärtigkeiten und Unglück in sich selbst zu suchen hat. S. ist darum kein Tugendspiegel der Vollkommenheit, vielmehr läßt ihn der Verf. durch Leichtsinne und Mangel an sittlichem Ernst in den äußersten Schmutz der Sündenknutschhaft versinken; aber nur, um an ihm das Elend des Lebens fern von Gott darzustellen, die quälende Unruhe und Sehnsucht der gefallenen Seele, in der überhaupt ein guter Kern steckt, in die einmal ein Samenkorn des Guten gelegt worden ist. Der Kampf der guten und bösen Mächte, die um die Menschenseele streiten, kommt zu ergreifendem Ausdruck. Ein Seelengemälde von fast faustischen Dimensionen liegt im Plan des Verfassers. Also nicht die äußeren Schicksale des Helden allein reizen uns zur Teilnahme, sondern sein Innenleben wesentlich mit.

Nicht mit Unrecht nennt daher Bob. den SS. einen Bildungsroman „insofern in der Person des Helden ein Ideal, oder vielmehr ein stark individualisierter Typus von Geistes- und Charakterbildung, wie sie dem Verf. vorschwebte, durchgeführt“ sei (a. a. O. p. 101), denn neben der Charakterbildung wird in der That auch die zunehmende Geistesbildung des Helden Schritt vor Schritt aufgezeigt. Als „tabula rasa“ begegnet er zuerst, wird durch religiöse Unterweisung aus einer „Bestia“ erst zum Menschen, lernt lesen und schreiben und nimmt ungeordnete Elemente des Wissens in sich auf, die er beständig, wo irgend einmal eine Ruhepause das zuläßt, zu erweitern strebt durch das Studium von Büchern, „vornehmlich solchen, die eines großen Nachdenkens bedürfen“ (V 19). Daneben sucht er sich aus Romanen „Wohltredendheit“ anzueignen; er verfaßt zur Übung selbst solche, wie auch Gedichte und Lieder. Auch Künste und Leibesübungen werden nicht versäumt. In Hanau lernt er Saitenspiel; bei den Kroaten locken; im Paradies fechten und jagen; in Lippstadt studiert er unter anderem Theorie der Musik, in Baden Fortifikationswesen; auch später scheinen ihn kriegstechnische Studien lebhaft beschäftigt zu haben, neben Mathematik, Astronomie und vor allem Theologie (V 20). Es steckt eben ein eminenter Bildungstrieb in dem begabten, frühreifen jungen Menschen. Dazu eignet ihm der philosophische Drang: den Dingen auf den Grund zu kommen. Bob. nennt das Fürwitz, es ist aber doch wohl mehr, es dürfte das *ἰσχυρὰ* oder *ἰσχυρὸν* der Alten sein. Wo etwas sein Staunen erregt, ruht er nicht eher, als bis er sich Klarheit verschafft hat. Der Autor verwertet das geschickt, wo er auf abseits gelegene Themata, wie z. B. (V 6) auf die Praktiken eines Schwarzkünstlers zu sprechen kommen will.

So wird denn aus dem gänzlich rohen Bauernbuben ein Mann, der sich an Wissen und Können hoch über die Sphäre erhebt, aus der er hervorgegangen ist, der sich mit Kavalieren messen kann, denn auch die feineren Umgangsformen, samt „courtoisen Komplimenten“ hat er sich angeeignet. Kurz, was er ist, ist er durch sich selbst geworden, allerdings durch günstige Glücksumstände mächtig gefördert. Geffentlich werden immer „die herrlichen Gelegenheiten“ hervorgehoben, die ihn vor tausend anderen begünstigt. Bezeichnend hierfür ist die kleine Episode (III 23), wo er auf dem Wege nach Köln durch einen fluchenden Bauernbuben und dessen ebenso rohen Vater an seinen Knän und an das erinnert wird, was aus ihm unter dessen Erziehung geworden wäre. „Da hätte ich“, fügt er hinzu, „Gott danken sollen, weil er mich

aus solcher Finsternis und Ignoranz gezogen und zu einer besseren Wissenschaft und Erkenntnis gebracht". Also: S., ein Kind des Krieges, gewinnt durch den Krieg seine Bildung, das wäre der Hauptinhalt des ersten Teils. Der Aufbau ist hier, — soweit es sich eben nur um die erzählenden Teile handelt — trefflich gegliedert, die Handlung zeigt raschen Fortschritt und bei aller Mannigfaltigkeit doch straffe Einheit. Das Geheimnis, das von Anfang an halb durchsichtig über dem Ursprung des Helden liegt, wird meisterhaft benutzt, um das Interesse des Lesers zu wecken, wenn dasselbe auch nur selten zur Spannung gesteigert wird. Alles Lob, das die Kritiker dem Roman spenden, gilt in erster Linie für diesen Teil.

Umgekehrt steht es mit dem zweiten. Auf ihn besonders beziehen sich die Ausstellungen, die gegen die Komposition des Werks erhoben werden. In der That läßt sich nicht leugnen, daß etwa von der Mitte des fünften Buches an — also wo nach Herzbr. Tod und dem Auftreten des Knän das Geheimnis von der Abstammung des S. behoben ist — die Spannung wesentlich abnimmt. Die Kriegsschilderungen treten zurück, der Held ist zur Ruhe gekommen; wo er sich noch einmal in Abenteuer stürzt, werden sie summarisch abgethan. Aber der Grund davon ist der, daß von jetzt an das Hauptinteresse des Dichters auf das Innenleben der Helden gerichtet ist. Auf sich selbst gestellt, empfindet er all die Unbefriedigung eines von Leidenschaften noch nicht befreiten und doch an der Welt und sich selbst irre gewordenen Menschen. Eingeleitet ist diese neue Lage der Dinge schon vorher dadurch, daß er sich schmerzlich nach einem guten Freund und Ratgeber, oder aber nach einem Feind sehnt, vor dem er auf der Hut sein müsse (V 7). Das ist die Stimmung, wohin ihn der Verf. bringen will, damit aus solchem Kämpfen und Sehnen heraus seine Wiegeburt sich vollziehe. Gradweise, nach mehreren vergeblichen Ansätzen, geht nun das vor sich, denn der Dichter weiß: „Wie keiner jählings und so zu sagen in einem Augenblick aus einem Frommen zu einem Schelmen wird, also erreicht auch selten in der Welt jemand auf ein Mal den höchsten Grad der Heiligkeit, sondern jeder Teil steigt allgemach, sacht und sacht und sein stoffweis hinan“ (VI 5). Das Ziel dieser Läuterung steht ihm von Anfang an vor Augen: „gleich meinem Vater selig“ (V 11). Aber er muß erfahren, daß mit dem bloßen Vorsatz die Welt noch nicht überwunden ist, die Widerstände der menschlichen Natur im allgemeinen und seiner individuellen Anlage im besondern machen sich geltend; an jenen scheitert das Ideal kommunistischer Lebensgemeinschaft (V 19), an diesen das des Einsiedlerlebens. Er versucht es zwar damit, muß aber bald einsehen, daß seine Natur dazu noch nicht reif ist. So treibt ihn von neuem in die Welt hinaus. Erst als er dieser nach höherem Ratsschluß entrückt ist, da findet er den vollen Seelenfrieden, die innere Freiheit, die ihn über alle sinnlichen und geistigen Anfechtungen erhebt; die ihn befähigt, trotz leiblicher Entfernung den Nebenmenschen zu nützen, indem er ihnen die Summe seiner Lebenserfahrungen mitteilt. In einer langen Reihe von Kämpfen um das Lebensideal, von Rückfällen und Enttäuschungen muß er sich erst zu dieser Freiheit erheben; muß lernen, in sich selbst den Freund und Berater zu finden, der ihn leitet und warnt, in sich selbst auch den Feind, gegen den anzukämpfen er nicht müde werden darf. — So steht also der letzte Teil in Bezug auf Tiefe und Fülle der Gedanken keineswegs zurück. In hier erst zeigt sich der ganze Reichtum des Verf. an tiefgründiger Lebensweisheit und Erfahrung. Schopenhauer sagt nicht mit Unrecht: Ein Roman wird desto höherer und edlerer Art sein, je weniger er äußeres und je mehr er inneres Leben darstellt. (Parerga und Paral. II p. 473). Wenn freilich hier noch mehr als sonst die Gedanken in einer „Hülse“ stecken, so ist das, außer durch das unverkennbare Ringen mit dem Ausdruck zu erklären durch die Rücksicht auf das Publikum, für das ja alles berechnet ist. Noch mehr als vor direktem Moralisieren hat sich Verf. vor theoretischem Philosophieren gehütet. In dem Streben nach plastischer Verkörperung seiner Ideen greift er zu dem Mittel der Allegorie. Wir werden darauf noch des Näheren eingehen müssen.

Für jetzt aber ergibt sich aus dieser Übersicht soviel: Unverkennbar hat dem Dichter noch ein anderes Ziel vorgeschwebt, als das oben gekennzeichnete. Außer dem universalen Sittengemälde seiner kriegserhüllerten Jugendzeit hat er bei Abfassung seines SS. die Aufgabe vor Augen gehabt, sein eigenes Selbst zu dichterischer Darstellung zu bringen. Wie dabei im Einzelnen das Verhältnis von Dichtung und Wahrheit (bezüglich der äußeren Erlebnisse) sich gestaltet, wird sich wohl nie ermitteln lassen. Die neueren archivalischen Enthüllungen über Grs. Person scheinen die bisher geltende Annahme, als ob der Lebens- und Bildungsgang des S. im wesentlichen der des Autors sei, stark einzuschränken (Vergl. dazu Dieffenbachers übersichtliche Besprechung im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der d. u. Geschichtsvereine 1901, Heft 12). Sicher ist, daß die Persönlichkeit des Dichters, seine Lebensanschauungen und Meinungen, seine Erfahrungen und Ansichten über die Dinge und Zustände um ihn her den ideellen Gehalt des Buches ausmachen. Und gerade dieser Gehalt hebt es hoch über alle gleichzeitigen Litteraturerzeugnisse. Mit Moscherosch teilt er den zeitgeschichtlichen Hintergrund, mit Weise die volkspädagogischen Absichten. Aber während dieser doch nur ein pedantischer Schulmeister, Moscherosch bei aller Reinheit seines Charakters und Hoheit der Gesinnung doch nur ein vertrockneter Murrtopf bleibt, zeigt sich Gr. als ein Mann von umfassender Menschenkenntnis, der sich mit gesundem Sinn und hellem Blick in der Welt umgesehen hat. Mag er auch über Süddeutschland nicht hinausgekommen sein, er ist doch ein *noivropos* im besten Sinn, seine wildbewegte Zeit hat ihn gebildet, das Schicksal hat seine Willenskraft gestählt, keine bittere

Erfahrung aber hat die glühende Liebe zu seinem Volk, die Treue gegen sein Vaterland zu erschüttern vermocht. Das aber drückt seinem Werke den Stempel der Originalität, ja der Genialität auf, weil es alles so durchaus wahr und doch poetisch verklärt, so echt national und doch allgemein menschlich erscheinen läßt.

Wir wählten oben mit Bedacht den Ausdruck, daß Gr. das Elementare der Poesie beherrsche. Er verdankt in der That sein bestes Können einem gewissen poetischen Instinkt. In diesem Sinne können wir uns Wolffs Äußerung gefallen lassen, daß Gr. „obwohl mit Keulenschlägen“ das Rechte treffe. Mit einer Kraft und Sicherheit, die in Erstaunen setzt, weiß er Bilder der Wirklichkeit, Personen von Fleisch und Blut vor unser Auge zu zaubern. Eine bewunderungswürdige Beobachtungsgabe für die tatsächlichen Verhältnisse des Lebens, wie für die feinsten Regungen des Seelenlebens ist bei ihm verbunden mit geradezu virtuoser Beherrschung der Rede- und Anschauungsweise des Volks. Die Plastik und Realistik seiner Schilderung erinnert, wie man gesagt hat, an die niederländischen Maler. Mit wenigen Strichen versteht er es, Charaktere zu zeichnen, sodaß sie sich der Phantasie unverküßlich einprägen. Dazu beherrscht er die Stimmung vollkommen. Welches Gefühl er auch erregen will, er bringt es fertig: Thränen und Lachen; stille Behmut, ja Nührung und dann wieder Grauen und Entsetzen, neckische Heiterkeit und tolle Ausgelassenheit, kurz, alle Saiten der Seele weiß er in entschiedenen Nachschwingungen erklingen zu lassen, je nach seiner Laune, der er sich zuweilen schrankenlos hingiebt.

Aber zu dem Elementaren gehört, um ein vollendetes Kunstwerk hervorzubringen, auch noch eine sichere Technik, die mit bewußter Einsicht in das Wesen der epischen Gattung aus den einzelnen Bausteinen ein harmonisches Ganze herzustellen versteht. Bei einem solchen Riesenstoff, wie er im Plane Grs lag, wäre das natürlich in gesteigertem Maße nötig gewesen. Eine tief angelegte Seelenschilderung will er ja entwerfen, und in sie hinein zugleich ein allseitiges Sittenbild seiner Zeit, wie zum Überfluß noch einen vollständigen Bericht von dem kriegerischen Leben und Treiben verflechten. Wie heterogene Einzelforderungen sind doch in diesem Programm enthalten! Die „Histori“ soll „ganz“ sein, und doch verbietet der Charakter des Romans systematische Entwicklung, schon jede Art von Schema; die Moral soll zu deutlichem Bewußtsein kommen, um des beabsichtigten Eindruckes sicher zu sein, und doch darf sie den Leser nicht durch handgreifliche Absichtlichkeit abstoßen; das Buch soll ferner unterhalten, ja belustigen durch Aufdeckung der allgemeinen Fehler, und doch soll jeder Einzelne auch zum Nachdenken über die eigenen Mängel genötigt werden. Es liegt auf der Hand, daß diese Forderungen nicht durchweg und gänzlich zu ihrem Rechte kommen konnten. Denn um das alles in einheitlichem Stile auszuführen, sodaß es den harmonischen Gesamteindruck des Meisterwerks erwecken könnte, hätte es einer hochentwickelten Technik, hätte es Vorbilder von künstlerischer Vollendung bedurft, wie sie eben Gr. nicht hatte. Das ist aber nicht seine Schuld, während die eminenten Vorzüge des Werks allerdings durch den Mangel guter Vorbilder nur noch in helleres Licht gerückt werden.

Die äußeren Grundlinien für die Anlage des Werks lieferten ihm die spanischen Picaromane, weil sie ihm für seine besonderen Zwecke ausnehmend geeignet erscheinen mußten. Im Rahmen einer Abenteurergeschichte konnte er am besten ein gutes Stück der eigenen Lebenserfahrungen verwerten; zugleich bot sich so ungesucht reichste Gelegenheit, den Helden in allen Lebenslagen umzuwerfen, ihn alles erfahren und beobachten zu lassen, was der Dichter etwa satirisch beleuchten oder als Norm und Ideal hervorheben wollte. Freilich hatte Gr. ein weit höheres Ziel vor Augen, als etwa nur die Zahl solcher „abenteuerlicher“ Unterhaltungsschriften um eine neue zu vermehren, die sich nur durch den deutschen Schauplatz und das historische Kolorit unterschied. Wir sahen, wie er sein Werk mit den tiefsten Gedanken seiner Lebensweisheit durchdringt. Den Rahmen der Selbstbiographie, der ihm durch die spanischen Vorbilder nahegelegt war, weiß er dazu trefflich zu nützen. In den eigentlichen Schelmenromanen mutet uns die rückhaltlose Enthüllung z. T. doch recht zweideutiger Erlebnisse und Charaktereigenschaften schamlos an. Im ES. wird ein solcher Eindruck vermieden dadurch, daß sich die Lebensbeschreibung als eine Art von Generalberichte eines Menschen giebt, der sich zwar vielfacher Verirrungen schuldig weiß, der sie aber doch auch gebüßt hat durch aufrichtige Reue und wirkliche Besserung. Ja, die offenerzige Darlegung aller nun überwundenen Thorheiten zu Nutz und Frommen seiner Nebenmenschen erscheint selbst als ein Stück der freiwillig übernommenen Buße. Daß dieser Gesichtspunkt der Beichte bei der Abfassung des ES. maßgebend war, wird in der Einleitung zur Courasche ausdrücklich bezeugt. Es wird aber auch im Werk selbst evident durch die fort und fort eingeflochtenen Reflexionen des Helden, die den Gang der Erzählung begleiten wie der Chor in der antiken Tragödie. Sie vertreten beständig den Standpunkt des zum Seelenfrieden hindurchgedrungenen Weisen, der auf die Verfehlungen und Kämpfe seiner leidenschaftlichen Jugend zurückblickt mit warnend erhobnem Finger. Nur wird freilich der Charakter der Beichte zuweilen störend verlegt, wenn der Erzähler gar zu feurig in den Erinnerungen an Ereignisse schwelgt, die er doch als beklagenswerte Fehlritte darstellen will. Hier rächt sich eben, daß der Dichter gar zu sehr bedacht war, sein Buch durch weitgehendes Entgegenkommen gegen den Geschmack des niederen Volks amüßant und lustig zu machen. Da dieses Streben aber von großer Bedeutung für die Schreibart unseres Dichters ist, müssen wir zunächst seinem Humor unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

4) Der Humor bei Gr. Wir hörten ihn oben gar geringschäßig über das Lachen, über den Humor reden. Er stellt sich an, als ob ihm derselbe nur gewissermaßen malgré lui durch die Umstände aufgezwungen sei. Diese Ausführungen sind ja allerdings geeignet, die oben getadelten possenhaften Elemente des Buches in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen. Sie sind allerdings nichts anderes, als erzählungstechnisches Beiwerk, nur bestimmt, einen pikanten Reiz auf die rohen Gemüter des damaligen Publikums auszuüben, mit dem Charakter des Buches im ganzen haben sie nichts zu thun. Aber, wenn wir uns diese Stücke näher ansehen, verraten sie doch eine ungewöhnliche Begabung für das Komische, sie erreichen in hohem Maß, was sie sollen: unbändige Heiterkeit bei aller Rohheit der Mittel, bei allem Übermaß. Diese Begabung offenbart sich im ganzen Buch. Es ist außer diesen Possen durchzogen von jener feinen Art des Humors, der in der Komik der Situation beruht. Auch in der Charakteristik waltet er, nicht einmal das Bild des mit aller Liebe und Verehrung gezeichneten Einsiedlers bleibt davon unberührt. Wir werden also nicht fehl gehen mit der Behauptung, daß sein Talent Gr. zum Humoristen bestimmt habe. Und doch hat er durch seine moralisch-didaktische Tendenz seinem Talente die Richtung auf die Satire gegeben. Die Satire ist idealistisch, sie geht aus von einem gegebenen Bilde dessen, was sein soll, sie kritisiert die Wirklichkeit. Der Humor dagegen ist an sich realistisch, er läßt des Lebens wechselvolles Spiel unreflektiert auf sich wirken, weiß auch das Entgegengesetzte zu versöhnen; ja er findet gerade in der Fülle der Widersprüche, die das Leben mit sich bringt, den größten Reiz und geht ihnen mit objektivem Interesse nach.

Seine realistische Vorliebe für concrete Einzelbilder, das Ausmalen auch der geringfügigen Nebenumstände, das launige Eingehen auf die kleinen Eigentümlichkeiten im Charakter der Menschen, überhaupt das oft Sprunghafte, womit er zuweilen die Erzählung unterbricht, wenn seine augenblickliche Laune ihm einen anderen Stoff vorhält, das alles sind deutliche Kennzeichen des Humoristen, wenn wir uns Hettners Definition (I 555 f. 563) zu eigen machen wollen.

Aber freilich, Hettner weist auch darauf hin, daß der echte Humorist immer eine lebenswürdige Persönlichkeit ist, die alles verzeiht, weil sie alles versteht. Das ist Gr. von Haus aus gewiß gewesen. Aber die grauenvollen Zeitumstände, die seinen Charakter gebildet haben, waren nicht dazu angethan, gerade diese Seite seines Wesens zu entwickeln, vielmehr ist seine Seele in der harten Schule des Lebens rau und herbe geworden. Wo darum jene didaktische Tendenz sein sittliches Urtheil über Personen und Zustände herausfordert, wird es bitter und schneidend scharf. Er sieht dann überall das Thörichte und Schlechte, ja er fühlt sich versucht, voll Verachtung und Abscheu der Welt und Menschheit den Rücken zu kehren. Weltflucht ist ja Ausgangspunkt und Ziel seiner Darstellung.

So stehen sich hier zwei grundverschiedene Gemütsrichtungen gegenüber: Bald ist er der heitere Spaziergänger, der das Treiben der Menschen um ihn her neugierig betrachtet und mit liebevollem Verständnis schildert, und dann bricht der Ingriem über ihr verwerfliches Thun in ihm durch, und er fühlt sich veranlaßt, einen Feldzug auf Tod und Leben gegen „alle Thorheiten und Eitelkeiten“ zu unternehmen. Die heiteren Weisen, die er anspricht, klingen darum oft in einen grollen Mißton aus. Er ist Meister im Zeichnen der Kontraste. In die lustigen Szenen von Hanau klingt das Stöhnen der armen Vertriebenen, in den idyllischen Waldfrieden des Einsiedlers schallt das grause Mordgeschrei entmenschter Soldaten und verrohter Bauern; in die Schwänke zu Soest tönt das wunderliche Pathos des Unglückspropheten, der die unaufhaltsame Selbstzerfleischung Deutschlands nur noch grausiger zum Bewußtsein bringt, als er im Narrengezwänge redet und durch die tolle Farce von der Deputation der Flöhe deutlich als Narr gekennzeichnet wird.

Umgekehrt aber spielt auch der Humor — wie das eben angezogene Beispiel sattham zeigt — oft in die allerernstesten Erörterungen hinein, und läßt darum auch die Satire nicht immer zu voller Wirkung kommen.

Dieser Umstand hat wohl das meiste dazu beizutragen, daß die ernsthaften, auf moralische Einwirkung zielenden Absichten unseres Autors verkannt werden konnten. Seine oben angeführte Selbstrechtfertigung — die er noch nachdrücklicher in den späteren Schriften wiederholte, — hat an dem Urtheil seiner Zeitgenossen nichts Erhebliches geändert. Weise nennt ihn einen „lebernen Salbader“ (Vorrede zu den 3 Erzählungen). Geradezu tragisch aber berührt uns die Thatsache, daß sich die *Simplicia* unter den Hände des *servum imitatorum pecus* fortgesetzt hat als aufschneiderische, possenhafte Reisebeschreibung (cf. Hettner III¹ p. 153). Wenn immerhin doch einigermaßen litterarisch gebildete Personen die Absichten unseres Autors so schände verkennen konnten, wie mag es da um die moralische Einwirkung auf den großen Haufen der Leser bestellt gewesen sein, von dem doch Grs. Devise besonders galt: *stultorum plena sunt omnia?* (II⁷). So ist nicht zu leugnen, daß Gr. sich teilweise zwischen zwei Stühle gesetzt hat, indem er im Interesse der Popularität zuweilen auf den Standpunkt des Possenreißers herabstieg. Unbefangene Werthschätzung des Buches wird auch heute noch dadurch erschwert. Nicht nachdrücklich genug kann daher auf den tiefen Ernst seiner eigentlichen Absichten hingewiesen werden. Wenn auch seine humoristische Begabung nicht in Zweifel zu ziehen ist, so kann man ihm doch glauben, daß ihm persönlich das Lachen verleidet ist. Er gehört eben zu den Leuten, von denen gilt, was von Scarron gesagt ist: *Les gens qui font le plus rire, sont eux qui rient le moins.* Unrecht hat er aber doch, wenn er die Bedeutung, die der Humor im besseren Sinn für sein Buch hat, so gering anspricht. Derselbe ist nach Goethes bekanntem Wort bei ihm keineswegs das „Surrogat des Genies“, er ist ja nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel, die not

wendige Würze, die das Buch erst genießbar macht, nicht nur für Leser seiner Zeit, sondern auch für uns. Der wuchtige Ernst der Satire, die grauenvollen Bilder unfäglichen Elends würden uns ohne ihn erdrücken.

5. Die Satyre bei Gr. — Wir müssen uns nun Grs. Satire nach Wesen und Form näher ansehen. Schiller giebt in seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung folgende Definition: „Satirisch ist der Dichter, wenn er die Entfernung von der Natur und den Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideale zu seinem Gegenstand macht. Das kann er aber sowohl ernsthaft und mit Affekt, als scherzhaft und mit Feiterkeit ausführen, je nachdem er entweder im Gebiete des Willens, oder im Gebiete des Verstandes verweilt. Jenes geschieht durch die strafende oder pathetische, dieses durch die scherzhafte Satire“. Diese Einteilung vermag bei Gr. Es finden sich beide Arten, oder vielmehr in fast jeder einzelnen Satire beides. Das kann nach dem Vorhergesagten nicht Wunder nehmen. An das Herz appelliert ja Gr. überall. Ihm ist das Aufdecken der Laster und Schäden seiner Zeit nicht ein geistreiches Spiel, um den eigenen Witz ins günstigste Licht zu setzen, wie es allzu oft bei Satirikern alter und neuer Zeit der Fall ist. Er will ja nicht nur die Fehler zeigen, sondern auch heilen. Er will die sorglose Sicherheit erschüttern, die auf Abwege geratene Sinnlichkeit warnen, will immer auch die besseren Wege, die edleren Ziele zeigen. Demnach wäre im Grunde jede Satire pathetisch. Und doch kann man thatsächlich nur wenige ganz hierher rechnen (etwa die predigtartige Philippika gegen das Spiel im Munde des älteren Herzbruder, oder die ingrinnige Schilderung der Marodeure). Sonst giebt's immer auch etwas zu lachen, wie anderseits auch die eigentlich scherzhafte Spottrede oft unvermittelt in hochpathetischen Ernst umschlägt. Also ein Mehr oder Weniger von Humor und Pathos, aber beides zugleich!

Man kann vielleicht nach der Materie scheiden: Vorwiegend scherzhaft ist die Satire, wo es sich mehr um sittliche Abiaphora handelt, wenn er etwa thörichte Kleidermoden zc. dem Gelächter preisgiebt. Vorwiegend pathetisch ist sie dagegen, wo es gilt, sittliche Grundübel anzudecken. Der Ernst steigert sich zu zorniger Strenge, ja zu vernichtendem Ingrinne bei Besinnungsünden. Das ist bezeichnend für unseren Mann. Vor Fleischesünden will er zwar auch warnen, aber es gelingt ihm nicht so recht, die gravitatische Miene beizubehalten. Wenn irgend die Umstände lächerlich sind, so bricht der Schalk mutwillig und neckisch hervor, der auch in den ernsthaftesten Ausführungen immer im Hintergrunde lauert. So kann man diesen Partien eine gewisse Leichtfertigkeit der Behandlung nicht absprechen. Auch trunkenere Böllerei mit Verlegung fremder Interessen erkaufte ist wie in Hanau. Da wird dem wüsten Gebahren der Offiziere in wirksamem Kontrast das Elend der Flüchtlinge gegenübergestellt, die auf der Straße gefrorene Rübenskalen auflesen, um ihren Hunger zu stillen. Sonst ist die Auffassung dieses spezifisch „deutschen Lasters“ eine recht milde; es begegnen Ausdrücke wie „ein eh'rjames“ oder selbst „christliches Käuschlein“. Nur gegen freche Spöttere, herzlose Grausamkeit, mutwillige Herabwürdigung, gegen Heuchelei und Vöberei aller Art ist er unerbittlich streng. Da wird sein Humor zu beißendem Sarkasmus. Mit dem asketischen Eifer eines Elias geht er allen diesen Lastern zu Leibe, indem er überall den Maßstab der sittlichen Grundforderungen des Christentums anlegt. Dadurch gewinnen diese Partien an Objektivität, die ihre allgemein menschliche Bedeutung wesentlich mitbedingt. Daß es sich hier zum Menschen des 30jährigen Krieges, daß es sich um die Ausschreitungen einer verwilderten Soldateska handelt, vergißt der Leser, er fühlt sich durch den krassen Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit in der Seele getroffen. Denn ob die Sünde gröber oder feiner sei, macht dabei nichts aus, der Mangel der rechten Gesinnung wird ja bloßgelegt und gezüchtigt.

Gr. steht hinsichtlich der Religion durchaus auf dem Boden des Christentums der Bibel. Daß er Katholik ist, merkt man nicht. Wenn aber umgekehrt Jac. Grimm (Serapeum V. 6, p. 174) den Geist, von dem das Buch durchweht ist, einen durchaus protestantischen nennt, so ist das nur richtig, sofern man Protestantismus als Ablehnung aller äußeren Autoritäten faßt, als Zurückgehen auf den Geist, nicht den Buchstaben der Bibel. Denn das Konfessionell-Besondere des Protestantismus findet natürlich an Gr. sowenig einen Vertreter, als das Konfessionell-Katholische. Er steht in diesem Sinn durchaus über den Parteien. Gerade das dogmatische Gezänk der Theologen beider Teile, ihre engherzige Rechthaberei ist ein Punkt, gegen den er energisch ankämpft. Diese „Streitsucht der Pfaffen“ ist ihm wie die Ursache des Krieges, so auch das fortwährende Hindernis des Friedens. Er behauptet geradezu, der Teufel habe sie veranlaßt, um sein Reich dadurch zu mehren. — Wenn wir nun in dem Lehrgang, den der Einsiedler bei der Unterweisung des jungen S. befolgt, Grs. Katechismus der wichtigsten Stücke der Religionslehre erblicken müssen, so spielt darin das Dogmatisch-Positive gar keine Rolle: Gott zu erkennen ist ihm die Hauptsache in der Religion, die Seele im Gebet zu ihm erheben das einzige Heilmittel. Christus ist ihm dazu vor allem der Wegweiser, er hat seine „getreuen Warnungen“ und „heil samen Gebote“ zu einem Gott wohlgefälligen Leben gegeben. Diese allein liefern ihm den Maßstab für die eigentliche Moralsatire.

Es ist ein wundervoller Kunstgriff, wenn er das verruchte Treiben der Soldaten von oben bis unten sich spiegeln läßt in dem Gemüt des Simplex, des „reinen Thoren“, wie er aus der Unterweisung des Einsiedlers kommt, ohne jede

Kenntnis von Welt und Menschen, aber ganz erfüllt von den Lehren Christi. In den Satiren dieses Teils wird darum gewöhnlich rein deduktiv eine dieser Forderungen vorge stellt und daran die Wirklichkeit gemessen. Da Vollständigkeit erstrebt ist, fehlt auch ein gewisses System nicht. Zuerst liefern die 10 Gebote die Disposition, dann die Perikope Gal. 5, 19—21 von den Früchten des Fleisches. Eine gewisse Schablonenhaftigkeit ist dadurch freilich nicht vermieden, wie denn überhaupt der ganze Abschnitt an dem Grundübel der Unwahrscheinlichkeit krankt, daß ein der Voraussetzung nach gänzlich weltfremdes Kind solche eines Predigers würdige Reflexionen anstellen könnte. Dazu ist das selbe Motiv mit Ignorierung der Hanauer Entwicklung für Magdeburg noch einmal benutzt. Überhaupt ist die Wiederholung kleiner Züge nicht selten, wenn das auch besonders von Witzworten und gelehrten Argumenten und Citaten gilt.

Die Vorzüge der in Rede stehenden Stücke liegen in der lebendigen Plastik der Einzelbilder. Die satirisch geschilderten Personen sind keineswegs, wie wohl die Gefahr nahe lag, bloße Abstraktionen, sondern trefflich mit individuellen Zügen ausgestattet. Vor allem trägt das gewissenhafte Eingehen auf die geringsten Nebenumstände dazu bei, der Erzählung realistische Gegenständlichkeit zu verleihen, und so die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen. Es ist das derselbe Vorzug, der an Defoes Robinson gerühmt wird (z. B. Karl Hillebrand a. a. D., Hettner I p. 279). Das gilt ja freilich für das ganze Buch, hier aber trägt es wesentlich dazu bei, über die an sich unmögliche Situation hinwegzutäuschen.

Trefflich gelingt auch dem Verf. die ironische Satire. Sie findet besonders reichlich Verwendung in der Narrenzeitperiode des S. In ähnlicher Art liebt es G., einen Gauner sich über die Grundsätze seines Thuns auszusprechen und so „den Teufels-Katechismus commentieren“ zu lassen. Olivier ist der Hauptträger derartiger Auslassungen. In Magdeburg giebt er die geistreiche Periffage vom Tintenfaß. Später bei dem Freiburger Zusammentreffen mit S. enthalten seine Reden eine wahre Fundgrube von cynisch-johannischer Gegenmoral. Wie gerade an dieser Figur die Darstellungskraft des Dichters im hellsten Lichte strahlt, werden wir in anderem Zusammenhang sehen.

Aber die Fülle des Lebens kann nicht im Aufdecken der pathologischen Anomalie des Lasters erschöpft werden. Es giebt vieles in den gesellschaftlichen und sozialen Zuständen, was nicht an sich schlecht ist, sondern nur als Gelegenheit zu Ausschreitungen getadelt werden kann. Hier waltet das subjektive Geschmacksurteil der Satiriker, seine Mittel sind Karikatur und Spott. Gr. handhabt beides in reicher Mannigfaltigkeit, wenn er gegen die Ansprüche des Adels gegenüber dem Bürger- und Bauernstand, gegen Titelsucht, Kleiderluxus oder die Vergnügungen der vornehmen Welt zu Felde zieht. Sein Spott ist nicht selten derb und roh, wie in der Schilderung der Dame in Hanau, bisweilen selbst volksmäßig banal (Großgäcker, warum nicht Geneunter oder Gesiebenter). Gegenüber den Genüssen des feineren Kulturlebens ist sein Urteil etwas spießbürgerlich, dahin gehört die Auffassung vom Tanz, den er nur als *praeludium Veneris* wertet. Auch in den Empfindungsausprägungen Liebender sieht er nur das Alberne oder Sinnliche. Galante Bemühungen um die Gunst des weiblichen Geschlechts nennt er weggwerfend „Vöfseleien“, „am Narrenfeil ziehen“, „nach den Leimstangen laufen“. Freilich ist auch von wahrer Liebe und edler Weiblichkeit nirgend die Rede. Dem entspricht sein Urteil über die galante Litteratur. Das freilich, sowie seine geringe Achtung vor der ärztlichen Kunst mag wohl Berechtigung finden in dem derzeitigen Stand dieser Künste. Aber auch die Musik wird schließlich als Eitelkeit der Welt verworfen. Befremdlich ist auch sein Mißfallen an den unschuldigen Freunden des Kunstsammlers. Nur streng wissenschaftliche Bethätigung läßt er gelten. Es steckt eben ein Stück Rousseauscher Kulturfeindschaft in unserem Mann, wenn sie auch selbstverständlich auf anderer Grundlage der Weltanschauung beruht. Er steht hier ganz auf dem Boden des supranaturalen Dualismus seiner Zeit. Neben dem Reiche Gottes giebt es eine Gegenwelt des Teufels und seiner höllischen Diener, die meist als Personifikationen der Laster erscheinen. Wie Gottes Reich auf Erden gefördert wird durch die Frommen und Gläubigen, so hat auch die „höllische Majestät“ als „der Affe Gottes“ ihre Helfershelfer unter den Menschen, das ist das Heer der Zauberer und Hexen, von denen jeder einem besonderen *spiritus familiaris* untergeordnet gedacht wird. Bei den moralischen Absichten Grs. ist es klar, daß er fort und fort auf diese Gegenwelt zu sprechen kommt. Doch geschieht es immer in der ernsthaften Meinung, vor den Praktiken dieser seelenverderberischen Mächte zu warnen, nie ist derartige Aberglaube eigentlicher Gegenstand der Satire. Amersbach, der Grs. Schriften nach dieser Richtung gründlich durchsichtet hat (Programm von Baden-Baden 1891 u. 93), hat vollkommen Recht, daß aus ihnen ein vollständiges System des damaligen Aberglaubens abgeleitet werden könne. Wenn er aber anzunehmen scheint, Gr. habe das so beabsichtigt, so kann man ihm durchaus nicht beipflichten. Er steht ja selbst so vollkommen im Glauben an Hexen- und Zauberverwesen, Festmachen gegen Schuß und Stich u. dergl., daß er z. B. S. einmal auf einer mit Hexensalbe bestrichenen Bank von Hersfeld nach Magdeburg durch die Luft kutschieren läßt und die Glaubwürdigkeit seiner Erzählung in einem besonderen Kapitel rechtfertigt. Er warnt wohl gelegentlich vor Leichtgläubigkeit, führt auch selbst ein Beispiel an, wo S. diesen Teufelsglauben zu wirksamer Rache an seinem Gegner benutzt; aber der Zweifel an der Thatsächlichkeit aller solcher Teufelskünste, vor allem an der Existenz des Hölleereichs selbst liegt ihm durchaus fern. Vielmehr ist ihm die ganze Menschenwelt ein einziger Tummelplatz des Teufels und seiner Trabanten, auf Schritt und Tritt begegnet er ihren tausendfältigen Verführungskünsten.

Von dieser Anschauung ist es freilich nur ein Schritt zu ästhetischer Weltflucht, zu pessimistischer Verneinung des Lebens in der Welt als eines Gutes. Gr. hat diesen Schritt gethan. Aber wieder finden wir uns hier an einem Punkte, wo in der Dichtung sein gesunder Menschenverstand den Sieg davon trägt über die Konsequenz der Theorie. In voller Strenge durchgeführt, würde diese Anschauung seinem Buch ein ganz anderes Gepräge aufgedrückt haben. Sie würde den poetischen Wert desselben ebenso gründlich zerstört haben, als es seine didaktischen Tendenzen gethan hätten, wenn sie nicht in seinem humoristischen Naturell wie in seinem dichterischen Instinkt ein wirksames Gegengewicht gefunden hätten. Mosherosch mit seinem unleidlich tristen Pessimismus, mit seinem düsteren Asketenernst zeigt uns auch das. Immerhin aber bleibt bei Gr. eine weltflüchtige Grundstimmung und Unterströmung, die besonders in den Teilen zu Tage tritt, wo er sein positives Lebensideal zeichnet. Denn wohl spricht bei der Satire seine persönliche Auffassung der Dinge überall mit, aber doch nur stückweise, auf einzelne Punkte bezogen. Begreiflicher Weise fühlt er sich gedrungen, seine Weltanschauung auch in größerem Zusammenhange darzustellen. Er thut das einmal direkt, wo sich im Fortgang seiner Geschichte Gelegenheit dazu bietet. So setzt er seine religiösen Ansichten bei der Unterweisung des S. und dann wieder in den Gesprächen zwischen S. und dem reformierten Pfarrer zu Lippstadt auseinander, seine kirchlichen und politischen Reformideen in den Reden Jupiters. Andererseits aber hat er seine letzten Gedanken dichterisch verkörpert in der Art des Jdyls.

6) Die idyllischen und allegorisch-visionären Stücke im SS. — Schiller hat a. a. D. vortrefflich dargelegt, daß Jdyl und Satire aus gemeinsamer Wurzel entspringen. Während diese im Kampfe mit der Wirklichkeit ihr den Spiegel des Ideals vorhält, flieht das Jdyl die unerträgliche Wirklichkeit und konstruiert eine erträumte Verwirklichung des Ideals. Ohne Zweifel sind die Einsiedlerepisoden am Anfang und Schluß des Romans unter diesem Gesichtspunkt zu verstehen. Ich möchte aber zu dem Jdyllischen im SS. auch die breitausgeführten Allegorien des zweiten Teils rechnen, nämlich V 12—18 die Fahrt durch den Mummelsee nach dem Mittelpunkt der Erde, samt dem Anfang: Verzettung des Sauerbrunnens; ferner VI 2—8 die Höllenvision mit der als Illustration angehängten Novelle: Julius und Avernus; endlich auch VI 9 die Allegorie von Balbanders mit dem dazu gehörenden Diskurs mit dem Scheermesser VI 11—12. Bei dem unverhältnismäßigen Raum, der diesen Stücken eingeräumt ist, die doch nur in sehr lockerem Zusammenhang mit der Erzählung stehen, ja deren Faden recht störend unterbrechen, müssen wir annehmen, daß der Autor mit ihnen tiefere Absichten verfolgt. Sie haben in der That dieselbe Bedeutung, wie der erwähnte Kommunismus der Wiedertäufer. Wie die Beschäftigung mit ihnen unzweifelhaft eine Rolle spielt in dem Kampf um das praktische Lebensideal, der sich in S. vollzieht, nachdem es ein für allemal mit dem gedankenlosen in den Tag Hineinleben vorbei ist, so sind auch die erwähnten Episoden nichts anderes als plastische Verkörperungen der in ihm gährenden und ringenden Gedankenmassen. Ohne diese Annahme sieht der Kritiker diesen Allegorien ebenso ratlos gegenüber, wie einst das Publikum den Mystifikationen, die sich Goethe in „Wilhelm Meister“ und „Faust“ erlaubt hat. Längst ist anerkannt, daß es sich bei diesen um das Tiefste handelt, was der Dichter zu sagen hatte, was er aber eben, weil er ein Dichter war, nicht theoretisch-verstandesmäßig erörtern konnte, sondern in dem mystischen Halbdunkel der poetischen Einlebung vorbrachte.

Genau so ist es bei Gr. (*mutatis mutandis*). Sein S. hatte sich VII 11 vorgesetzt zu „philosophieren“. Unmittelbar darauf folgt die Mummelseefahrt. Sie zeigt ihn als den kosmogonischen und anthropologischen Gräbler, der dem Drang ins Weite nachgebend, die Rätsel der Welt ergründen will. In dem Anhang wird gezeigt, daß praktisch dabei nichts herauskommt. In der Höllenvision erscheint S. in ebenso als müßig und gefährlich gekennzeichnete Spekulationen über moralische Fragen versunken, beschäftigt mit dem Rätsel der Menschenseele und der um sie streitenden feindlichen Mächte. In der Allegorie von Balbanders (halb anders) aber kommt ihm das Prinzip seines Lebens, und nach des Verf. Meinung wohl des Lebens überhaupt zum Bewußtsein. Die Zweifelsfrage taucht in ihm auf: Sollte diese beständige Unbeständigkeit, der unaufhörliche Wechsel alles Bestehenden das einzige Ziel und Ergebnis des Lebens sein? Zur Lösung dieses Problems nun wird er hingewiesen auf die Kunst: „mit allen Dingen, die von Natur stumm sein, zu reden“ Was heißt das anders als: alles Vergängliche soll ihm nur ein Gleichnis sein für das Ewige, Wahre; ein Hinweis auf das eigentliche Ziel dieses Erdenlebens und den rechten Gebrauch, den man davon machen soll. Daß dies der tiefere Sinn dieser Lehre ist — denn ohne einen solchen wäre die ganze Sache nichts als eine läppische Albernheit, die wir unserm Autor doch nicht ohne weiteres zutrauen dürfen — ergibt sich aus dem kurz nachher nach Balbanders Rezept eingeleiteten „Diskurs mit dem Scheermesser“. Derselbe schließt unvermutet mit einem erschütternden *momento mori* ab. Später aber, auf seiner Insel, wo nach dem Weisheiterverfen alles Philosophierens nur diese Lehre des Balbanders noch in Geltung steht, umgibt sich S. überall mit Symbolen religiöser Wahrheiten und moralischer Impulse. Ja „die weite Welt“ liegt als ein Buch aufgeschlagen vor seinen Augen, „darin er die Wunderwerke Gottes erkennen und zu dessen Lobe angefrischt werden möchte“. „Die kleine Insel mußte mir die ganze Welt sein und in derselben ein jedes Ding, ja ein jeder Baum ein Antrieb zur Gottseligkeit und eine Erinnerung zu denen Gedanken, die ein rechter Christ haben soll“ 2c. VI 23.

In Grs. übrigen Werken finden sich zahlreiche Belege dafür, daß er eine außerordentliche Vorliebe für derartige Symbolisierung seiner Gedanken hatte. Vielleicht hat ihn der Vorschub, den der katholische Glaube dieser seiner Neigung giebt, mit zur Entscheidung für denselben veranlaßt, wenigstens legt er im „Gespräche mit Bonamico“ darauf einiges Gewicht. Mit dieser Vorliebe des Dichters in engem Zusammenhang steht eine seiner hervorragendsten technischen Eigentümlichkeiten: die dialogische Form, in der er gern statt abstrakter Reflexionen seine Gedanken gewissermaßen zu dramatisieren liebt. Er hat immer sogleich typische Charaktere bei der Hand, die seine Ansichten in Rede und Gegenrede entwickeln. Wir hatten wiederholt Gelegenheit, auf seine große Neigung und sein nicht minder großes Geschick hinzuweisen: concrete Bilder vor Augen zu stellen. So gehen denn seine Betrachtungen und Lehren gern in ein Geschichtchen über welches sie zu illustrieren bestimmt ist. Das geschieht nun auch in der Allegorie, sie wird ihm unter der Hand, zur Wirklichkeit, sie löst sich auf in dialogische Erörterung und illustrierende Erzählung von Dingen, die mit dem eigentlichen Roman in keiner Beziehung stehen. Typisch dafür ist die einzige größere Allegorie des ersten Teils: die Vision vom Kriegsbaum. Gr. hat die recht glückliche Idee, dem S. vor dem ersehnten Eintritt in die Welt ein summarisches Bild von dem kriegerischen Leben und Treiben zu geben, das ihn erwartet. Der Hauptgedanke ist der: es giebt zweierlei Menschen: Soldaten und Nichtsoldaten; unter den Soldaten wieder zweierlei: „geborene Kavaliere“, denen die höheren Stufen zu erklimmen bei ihren Konnexionen nicht schwer wird, — und „Soldaten von Fortun“, denen emporzukommen schier unmöglich gemacht ist. In des S. Lebensgeschichte ist dieser Punkt bestimmt, eine Rolle zu spielen. Um ihn darum möglichst nachdrücklich zum Bewußtsein zu bringen, läßt er zwei Vertreter dieser Gattungen über Recht und Unrecht, Vorzüge und Nachteile des Systems disputieren. Adelsold wird der eine genannt, der andere ist ein alter Feldwebel, der stark an den Wachtmeister in Wallensteins Lager erinnert. Einmal im Zuge, überläßt er sich schrankenlos der Neigung zu individualisierender Kleinmalerei: Wir erhalten ein reizendes Genrebildchen von dem Milieu des Lagerlebens. Die Allegorie freilich geht darüber in die Brüche. — Ähnlich ist es mit der Mummelseefahrt. Diese Episode ist kein Märchen, wie Amersbach will. Denn die Volksstube der Schwarzwaldbauern liefert nur die äußere Situation und die Örtlichkeit, die der Autor bedurfte, um die Geschichte als Erlebnis darzustellen. Die Ausführung ist ganz seine Erfindung. S. lernt im „Centro terrae“ ein Sphingengeschlecht von hochentwickelter Kultur und idealer Moralität kennen, die mit dem Menschen die Vernunft, mit den Tieren die Sterblichkeit teilen. Wenn auch der Hauptaccent auf der Konstruktion ihres sittlichen und staatlichen Idealzustandes liegt, kann man sich doch keine wirkungsvollere Satire auf die Thorheit der Menschen denken, die die Perle ihres größten Vorzugs, der gottebenbildlichen Bestimmung, selbstmörderisch wegwerfen, um dem Richtigen und Eitlen nachzujagen. In ähnlich phantasievollen Bildern und dramatisch zugespitzten Wechselreden weiß Plato seine anthropologischen und kosmologischen Spekulationen darzulegen. Es ist nur schade, daß der Eindruck so vieles Trefflichen abgeschwächt wird durch gleichzeitig vorgetragene abstruse Theorien über Mineralwässer etc. Wäre Gr. über das Äußere des Sphingentaates mit knappen Andeutungen hinweggegangen, er hätte ein gehalt- und sinnreiches Märchen geschaffen, ein echtes Idyll. — Die Höllenvision fällt am meisten aus dem Zusammenhang heraus. Das hat der Dichter empfunden und rechtfertigt sich deshalb vor „dem großgünstigen und hochgeneigten Leser“: Er selbst verlange zwar von einem Schriftsteller „niemand zu lange aufzuhalten“, aber in der Vision sei das etwas anderes, da müsse er umständlich erzählen „was er den Leuten des Orts zu communicieren Vorhabens“. So läßt er denn auf das Vorspiel in der Hölle, hochdramatisch durch die vor dem Teufel einander verklagenden Geiz und Verschwendung, eine völlig selbständige, wohlabgerundete Novelle folgen. Sie soll veranschaulichen, wie beide Laster mit entgegengesetzten Mitteln zum Ziele kommen. Die Exposition derselben ist meisterhaft, psychologische Vertiefung, dramatische Steigerung, tragischer Abschluß lassen nichts zu wünschen übrig. — Auch in der kulturgeschichtlich so reichhaltigen Betrachtung des Scheermessers — ein Stück Papier erzählt die Geschichte seiner Zubereitung und Verwendung von der Hanfstäube an — wird der Stoff zu einem ganzen Roman einer koketten Dienstmagd skizziert und noch überdies in dem ungetreuen Faktor, im Tode der Herrschaften und der darauf folgenden Erbteilung eine ganze Reihe von Lebensbildern angedeutet. —

Durch dieses Verfahren des Dichters nun — wenn anders man es als beabsichtigtes Verfahren und nicht vielmehr als ein Sichgehenlassen bezeichnen soll — wird die Darstellung im Einzelnen ungemein lebendig; der Gesamteindruck aber wird zerstört durch die Überfülle von Bildern, die sich nur schwer in der rückschauenden Phantasie ordnen lassen. Eine straffe Concentration der psychologischen Probleme, die dem Dichter vorgeschwebt haben, ist in diesen idyllischen Allegorien jedenfalls zu vermissen. Er hat sie augenscheinlich mehr dunkel empfunden, als klar geschaut; er überläßt sich mehr den instinktiven Eingebungen seines großen Talentcs, als daß er mit klarer, theoretischer Einsicht in Wesen und Aufgaben der epischen Kunst den Stoff beherrscht und die im Zeitgeschmack und seinen sonstigen Tendenzen liegenden Hemmungen überwunden hätte. Bald macht sich die moralisierende, bald die vollstümliche Absicht störend bemerkbar, dazu trägt er, trotz seiner geradezu revolutionären Abkehr von der geltenden Geschmacksrichtung, doch überall noch die Eierchalen derselben mit sich. Er scheint außerdem ungemein rasch gearbeitet zu haben, und wenn auch nicht ohne vorher

fertigen Plan, so hat er denselben doch unbedenklich verlassen, wenn seine augenblickliche Stimmung ihm einen anderen Weg zeigte. Gift das auch vom ganzen Werk, so doch in erhöhtem Maße von dem letzten Teile. Das Problem desselben beschränkt sich nicht auf die Frage der Allegorien, es sind da noch andere Punkte zu erörtern. Wir werden das am besten thun, indem wir einen Abriss von dem gesamten Aufbau dieses letzten Teils geben.

7) Das Problem des letzten Teils im einzelnen betrachtet. — Der ganze Roman zerlegt sich ungefähr in sechs Abschnitte, gewissermaßen die fünf Akte eines Dramas mit einem doppelten Vorspiel. Dieses zeigt uns den S. zuerst im Urzustand, bei dem Knän, dann beim Einsiedler, wo sein Intellekt und zugleich sein sittliches Urteil erwacht und die Richtung empfängt, die der Autor für seine satirischen Absichten braucht. Der erste Akt enthält die Narrenheits-epoche in Hanau und Magdeburg, der zweite die romantische Glanzperiode zu Soest und Lippstadt, er nimmt hier aktiven Anteil an dem soldatischen Leben und Treiben, das er bisher nur an dem ihm vom Einsiedler eingeimpften Ideal gemessen hatte. Es erwachen die Hauptfehler seines Naturells, Leichtsinns, Eitelkeit und leidenschaftliche Sinnlichkeit. — Der dritte Akt von III 23 bis IV 25 berichtet die Zeit des immer tieferen Falls infolge jener Fehler; Schauplätze sind. Köln, Paris, Philippsburg und die Nähe von Freiburg. Das Zusammensein mit Olivier bringt endlich, in ehelichem Schauer vor der bodenlosen Gemeinheit sowie in Schrecken über das den Unmenschen ereilende Strafgericht, sein besseres Selbst wieder zum Vorschein. — Der vierte Akt, von IV 25 bis V Schluß — erzählt die stufenweise Läuterung seines Charakters, die unter dem Einfluß von Herzbruder und der wiedergefundenen Knän und Meuder erfolgt. Hier hebt mit dem Ringen nach einem befriedigenden Lebensideal der in Rede stehende letzte Teil des Buches an. Er bringt dann in VI den letzten Akt: Die vollendete Läuterung. In der Robinsonade am Schluß haben wir die idyllische Beschreibung des erreichten Ideals.

Herzbruders Einfluß war noch nicht imstande, die Sinnesänderung in S. zu einer dauernden zu machen. Die Lockungen des Bades Lebens und seine thörichte Heirat verhindern das. Die Katastrophe tritt erst ein, nachdem er durch den Knän Kunde von seiner abligen Abkunft erhalten hat. Wie viel hätte er früher darum gegeben, und was nützt sie ihm jetzt? In welchem andern Licht aber muß ihm nun sein vergangenes Leben erscheinen, wie lebhaft wird er an die bei aller Armseligkeit so herrlichen Kindheitstage erinnert, die er beim Einsiedler verlebte. Ihm, den er bisher schon als seinen geistigen Vater verehrte, ihm verdankt er das Leben! Die Tüchtigkeit und Sparsamkeit der alten Leute bleibt auch nicht ohne heilsame Rückwirkung auf ihn „ich fing an meiner Alten Kargheit nachzuahmen, welche mir nicht rieten, daß ich mit den Leuten viel umgehen sollte, die ihre und ihrer Eltern Habe so unnützlich verschwendeten“. Der bewußte Entschluß, ein neues Leben anzufangen, wird nicht ungehindert an ein unbedeutendes äußeres Erlebnis angeknüpft. Ist es ja eine psychologische Thatsache, daß innerweltliche Vorgänge durch einen geringfügigen äußeren Anstoß zum Durchbruch kommen und zu Faktoren für die Willenskraft werden. S. belauscht die unwilligen Ausfertigungen von Badegästen über die Praktiken der Ärzte, die ihren Patienten das Geld aus der Tasche ziehen, ohne ihnen helfen zu können. Es geschieht das an derselben Stelle, wo er sein Weib zuerst gesehen. — Auch ein feiner Zug — damals wurde er aus ernstlichen Betrachtungen durch seine Sinnlichkeit abgelenkt, jetzt wird er aus der quälenden Unruhe seiner Seele zu einem festen Entschlusse getrieben: „zu philosophieren und sich eines gottseligen Lebens zu befleißigen“. Es folgt die mehrerwähnte Fahrt nach dem Mummelsee. Er hat sodann augenscheinlich den Gedanken ernstlich ins Auge gefaßt, eine Bruderschaft zu gemeinsamem kommunistischem Leben auf seinem Bauernhof zu versammeln, der praktische Sinn des Knän aber erwidert ihm: „er prophezeite mir stracks, daß ich wohl nimmer solche Bursch zusammenbringen würde“. Inzwischen beschäftigt er sich eifrig mit ernsthaften Studien.

Im folgenden läßt ihn der Dichter noch einmal thätig ins Leben eingreifen und führt ihn durch eine Reihe von Zufälligkeiten auf eine Reise nach Moskau, ja bis tief nach Asien hinein, um ihn endlich über Rom und Voreto müde und gebrochen wieder zurückkehren zu lassen. „Ich brachte nichts Besondere mit heim ohne einen Bart, der mir in der Fremde gewachsen“, so schließt der Bericht, der mit merklich geringerem Interesse erstattet wird. Was hat der Verf. mit dieser Reise beabsichtigt? Offenbar soll sie ein neues Motiv für die Sinnesänderung des Helden liefern. Er giebt sich nach seiner Heimkehr Rechenschaft von seinem Leben und findet: „Dein Leben ist kein Leben sondern der Tod, deine Tage ein schwerer Schatte, deine Jugend eine Phantasei“. Doch zu dieser Erkenntnis war er ja auch vorher schon durchgedrungen, das nosce te ipsum hatte er ja auch schon geübt. Und wenn ihn der Dichter in seinem Monolog fortfahren läßt: „Deine Wohlfahrt ist nichts als ein Alchymistenschaf, der zum Schornstein hinausfährt und dich verläßt, ehe du dich dessen veriehst“, so war ja das schon drastisch genug V 18 veranschaulicht, wo ja S. symbolisch erleben mußte, wie alle seine ausschweifenden Pläne zur Sicherung seiner materiellen Wohlfahrt im eigentlichsten Sinne zu Wasser wurden. Kap. 23 ist nichts als eine erweiterte Paraphrase zum Schluß von Kap. 11. So trägt denn diese Episode 20—22 — abgesehen davon, daß sie an sich wenig Wert hat — gar nichts zum Fortschritt der Handlung bei, ja sie wirkt nur störend auf den Fortgang der trefflich eingeleiteten seelischen Entwicklung des Helden ein. Sie ist also überflüssig, denn

das Ziel wäre auch ohne sie erreicht. Dieses Ziel aber ist, daß sich S. nach allen Enttäuschungen zu der Lebensweise zurückzukehren entschließt, von der er ausgegangen. Um den Frieden und das Glück seiner Jugend wiederzufinden, wird er ein Einsiedler gleich seinem Vater. Mit einem Abschnitt aus Guevara nimmt er Abschied von der Welt und verläßt Haus und Sohn unter der treuen Obhut des Knäen. Damit schließt das Werk nach der ersten Ausgabe.

Sehr bald aber hat Gr. der zweiten eine Fortsetzung beigegeben, die den S. wieder den Wanderstab ergreifen läßt. Diese Fortsetzung nun gilt den meisten, die sich darüber äußern, als minderwertig, überflüssig, nicht in planmäßigem Zusammenhang mit dem Hauptteil stehend. Ist dem so? Ist mit dem V. Buch schon ein befriedigender Abschluß der Geschichte erreicht?

Gewißlich ist es dem Helben Ernst mit dem Einsiedlerideal. Die Vorsätze, die er jetzt gefaßt hat, sind sicher etwas anderes als die früheren, zu welchen ihn augenblickliche Not und Verzweiflung trieben. Aber daß jetzt ein Rückfall ausgeschlossen sei, „dafür bietet der bisher aufgezeigte Charakter des S. keinerlei Gewähr. Und doch müßte uns der Verf. erst darüber beruhigen. Auch über die äußere Gestaltung seines Lebens erfahren wir nicht das Geringste. Zwar werden wir auf das Beispiel des Vaters verwiesen, aber bei ihm war es doch eine andere Sache. Wenn ihm das Experiment gelang, einen Strich durch sein ganzes Leben zu ziehen und in der allerdürftigsten Lebensweise „das Fleisch zu mortifizieren“ und so den Frieden der Seele zu finden; so ist er ein alter Mann, der durch die trübseligsten Verluste und Erfahrungen im Herzen gebrochen ist und gewissermaßen „den Willen zum Leben“ überwunden hat. Und doch mußte selbst er noch vor den Anfechtungen des Teufels auf der Hut sein: Wie wird es dem S. ergehen mit seinen ca. 28 Jahren? Wohl ist ihm auch die Freudigkeit des Lebensgenusses genommen, er ist durch eigene und fremde Schuld frühzeitig zum Skeptiker am Wert des Lebens geworden. Wohl sagt er: „mein Gewissen ist ängstlich und beschwert, der Leib ist müd, der Verstand verwirrt“ u. Aber das alles deutet zunächst nur auf eine vorübergehende Erschlaffung hin. Wird die ihm z. T. noch durch Vektüre von außen imputierte weltflüchtige Stimmung die Probe einer langen Einsamkeit bestehen, nicht seine heiße Lebenslust, sein tiefer Drang nach Tätigkeit und Zerstreuung, seine rege Phantasie wieder erwecken, ihm das Eremitenleben zur Qual machen und so dem „Teufel“ die beste Handhabe bieten, seine Seele doch noch zu erbeuten? Er hat mit seiner Weltflucht der Hydra seiner Leidenschaften den Kopf abgeschlagen, aber zwei andere werden nachwachsen, wenn er nicht wieder zurückkehrt zu einem Leben voll Spannung und aufreibender Tätigkeit, wie es seiner Natur entspricht.

Der Schluß der Geschichte, wie er im Buch V vorliegt, giebt auf diese Fragen und Bedenken keine Antwort. Er kommt so überstürzt und unvermittelt als möglich. Es ist daher unbegreiflich, wie selbst der feinsinnige Scherer, wie auch Bob. sich bei der Annahme beruhigen konnten, VI liege nicht im ursprünglichen Plan des Ganzen, sei eine zufällige Wiederaufnahme des Stoffes, wie etwa der Springinsfeld. Freilich zeigt sich Scherer (p. 382) ähnlich wie Wolff durch jenen Schluß nicht recht befriedigt. „Konnte er ihn nicht besser, als mit einer Waldhütte versorgen? Konnte er ihm nicht auf seinem Bauernhofe ein mäßiges Glück gönnen?“ Das zeigt freilich wenig Einsicht in den Charakter, den Gr. sich darzustellen vorgenommen. Für S. giebt es kein „mäßiges Glück“, er ist eine der excentrischen Naturen, für die es keine Mittelstraße giebt, deren Lebensgang sich zwischen einem entschiedenen Entweder-Oder bewegen muß. — Müller (Eisenberger Programm 97) fühlt auch das Unbefriedigende dieses Abchlusses. Er bemerkt nun p. 3 ganz richtig: „Danach haben wir nicht zu fragen, ob die Lösung des Problems unserem Geschmack entspricht, sondern ob sie mit Notwendigkeit aus den im Roman gegebenen historischen und ästhetischen Voraussetzungen folgt“. Wenn er aber fortfährt: „das ist aber ohne Zweifel der Fall“, so müssen wir das zurückweisen. Das Gegenteil ist der Fall. Gr. hat das bei seinem feinen Kunstinstinkt wohl empfunden und so aus innerer Notwendigkeit die Erzählung wieder aufgenommen, um sie zu einem passenderen, den Voraussetzungen im Charakter seines Helben mehr entsprechenden Abschluß zu führen.

Warum aber hat er das nicht gleich gethan? — Ich vermute rein äußere Gründe. Wir sehen, daß der Verf. in ganz auffälliger Weise mit dem Stoff zu eringen hat, wo der Schwerpunkt der Erzählung von den äußeren Abenteuern auf die innere Entwicklung rückt. Sollte vielleicht die Schwierigkeit, seinen Gedanken die ihm selbst genügende und doch populäre Verkörperung zu geben, so groß geworden sein, daß er zeitweise ganz daran verzweifelte und das Werk in raschem, dem ursprünglichen Plan zuwiderlaufendem Abschluß herausgab? Dann erklärte sich auch jene überflüssige Episode der Reise nach Moskau. Sie mag eine Vortwegnahme der Reise sein, die der ursprüngliche Plan dem „entlaufenen Monacho“ zugebacht. In den Zusammenhang des fünften Buches will sie sich nicht schiden, im sechsten ist sie wohl motiviert. Nun aber ist sie zweimal vorhanden, denn in gewissen Grundzügen stimmt die in V und die in VI überein: beide Male spielt die Wallfahrt nach Rom und Loreto eine Rolle, beide Male kommt eine Gefangennahme durch wilde Völker vor, die den S. von seinen Absichten abbringt und in weitere Abenteuer verwickelt. Beide Male endlich sind es Portugiesen, die ihn nach der Heimat befördern sollen.

Nach der ganzen Sachlage also muß man schließen: die *Continuatio* (VI) ist ein notwendiges Stück des Romans, sie ist der Kopf zum Leibe, der Schlußstein zum Aufbau des ganzen Werkes; ohne sie wäre es ein Torso, denn hier

erst finden wir die Läuterung im Charakter des Helden zu Ende geführt, hier erst wird er der erprobte, westerfahrene abgeklärte Weise, als welchen ihn Gr. aus den Kämpfen seines Lebens hat hervorgehen lassen wollen. Der Inhalt nun dieses letzten Aktes in dem Seelendrama ist folgender: S. giebt sich dem neuen Leben mit größtem Eifer hin. Auf strengste enthält er sich dessen, was seiner Seele bisher Gefahr gebracht, vor allem alles dessen, was seine Eitelkeit und Sinnlichkeit nähren könnte. In elendem Gewande, barhäuptig, von wildem Haupt- und Bartthaar umwallt, ist er ein rechter Waldbruder. Seine Wohnung mag er sich in der Weise seines Vaters hergerichtet haben. Seine Nahrung aber gewinnt er nicht wie dieser durch Arbeit, sondern sehr bald durch reichlich fließende Naturalspenden der Bauern umher, die in ihm einen alten Propheten, ja einen Heiligen sehen. — Da ihn aber die Lektüre ascetischer Schriften nicht nachhaltig fesseln kann, fährt er ein müßiggängerisches Leben und hängt seinen Erinnerungen nach. Aber die gottesfürchtigen Betrachtungen wollen nicht kommen, vielmehr wachen die Bilder der „erfahrenen Wollüste“ immer zudringlicher auf und peinigen ihn durch Neu belebung seiner Begierden. Es hilft ihm nichts, daß er in Weiter spinnung seines „Philosophierens“ sich moraltheologischen Reflexionen hingiebt. Die teuflischen Mächte schlagen dadurch nur um so enger ihre Netze um sein Haupt, sie erfüllen sogar seine Träume, denn: „womit einer wachend hantiert, damit pflegt er auch träumend verzehrt zu werden“. Die bereits erwähnte Höllenvision läßt ihn die Gefahr erkennen, in die ihn der Müßiggang gebracht; die Balbanders-Allegorie aber bereitet den Entschluß vor: das Experiment seines Anachoratentums als verfehlt aufzugeben. Wiederum ist es die Lektüre, welche den unbewußten Kämpfen seines Innern eine neue Richtung giebt. Er liebt von einem Heiligen, welcher Gott besser zu dienen glaubte, indem er die heiligen Stätten aufsuchte. Das beschließt er nun auch zu thun. So wird er „aus einem Wald- ein Waldbruder“. Kleidung und Grundzüge seines Ascetentums behält er bei, nie nimmt er Geld als Almosen; bettelnd zieht er durch die Schweiz nach Italien. Sein alter Schalk lebt wieder auf, er lügt den Leuten, die ihn aufnehmen, zum Dank die unglaublichsten Abenteuer vor. Die Geschichte von der Gespensterbannung scheint nur erfunden, um ihm ohne Verletzung seiner Prinzipien zu dem Reisegeld für die Seefahrt zu verhelfen. Im h. Land aber ist Krieg, so muß er sich nach Ägypten wenden. Da fällt er Räubern in die Hände, die ihn als „wilden Mann“ für Geld sehen lassen. (Das Motiv aus Lazarillo de Tormes c. 3 ff.) Wieder befreit, giebt er die Jerusalemfahrt auf zu Gunsten von San Jago, legt seinen Anteil am Gelde der Räuber in Kaufmannsgütern an und fährt auf portugiesischem Schiff heimwärts. — So hat er sich also doch wieder in Weltgeschäfte eingelassen; das Folgende erscheint als Strafe dafür: Das Schiff scheitert, S. rettet sich mit einem einzigen Gefährten auf eine unbewohnte, aber paradiesisch schöne Insel voll der herrlichsten Früchte, Vögel und Palmen, deren Saft den lieblichen „vin de Palm“ liefert.

Nun hebt die berühmte Robinsonade Grs. an, die erste ausgeführte der Weltliteratur, die aber als solche noch nicht genügend Würdigung erfahren hat, wenigstens sagt weder Rippenberg noch Ulrich (Robinson und Robinsonaden, Teil I, Weimar 98) ein Wort über dieses für uns Deutsche doch so außerordentlich interessante Faktum, geschweige denn Thackeray oder Taine. — Mit Zug aber kann man das Stück VI 19 bis 27 so nennen. Sowohl die insulare Abgeschlossenheit ist vorhanden, als auch das, worauf das künstlerische Interesse dieser Gattung überhaupt beruht: daß nämlich der Verdegang der menschlichen Kultur hier aus dem Erfindungsgeist eines Individuums im Kleinen nachgebildet wird. Die Sorge um Obdach, Trank und Speise ist das Erste; dann kommt die Feuer- und Salzgewinnung, die Herstellung von feuerfestem Thongeschirr, von Kleidern, von Mitteln, um den Maßstab der Zeit festzuhalten u. Alles finden wir so auch hier. Nur ein Zug fehlt, der sonst überall begegnet: das sehnsüchtige Harren auf Gelegenheit zur Rückkehr unter die Menschen. S. kennt das nicht. Ohne Murren fügt er sich in Gottes Willen, ja er preist begeistert seine Güte, die ihm unverdient eine so herrliche Gelegenheit bescheert, das alte Lebensideal wieder aufzunehmen und nunmehr unter Benutzung der früheren Erfahrungen zu der ersehnten höchsten Staffel gottseligen Lebens aufzusteigen. Dieser Gesichtspunkt wird in der Schilderung seines Thuns und Treibens konsequent festgehalten. Wieder wird er in symbolischer Weise vor dem Rückfall in die alten Fehler gewarnt und zu unablässiger Wachsamkeit angespornt. Müßiggang und Überfluß sind die größten Gefahren für ihn; das weiß er; und so wappnet er sich gegen sie durch enthalt-same und thätige Lebensweise, besonders nachdem sein Gefährte dem unmäßigen Genuß des Palmweines zum Opfer gefallen ist und im Grabe keine Ruhe finden kann, „weil er sich auf sein Geld — als dadurch er wieder nach Hause zu kommen verhofft — mehr als auf Gott verlassen“. S. legt sich in rastloser Thätigkeit einen Pflanzgarten an, richtet sich durch allerhand wunderliche Erfindungen eine Höhle zur uneinnehmbaren Festung her, ist fleißig zum Gebet und zum Studium „des großen Buches der Natur“, das ihm alle anderen Bücher reichlich ersetzt. Die „getreuen Warnungen Christi“, die er einst im Munde führte, trägt er jetzt im Herzen, und sinnbildlich steht ihm des Erlösers Lebens- und Leidensgang auf Schritt und Tritt vor Augen. War früher „nosce te ipsum“ sein Wahlspruch, so ist es jetzt „ora et labora“, und darin findet er volles Genügen. Das Philosophieren scheint er ganz aufgegeben zu haben, denn zu müßigen Gedanken nimmt er sich nicht mehr die Zeit. — Nur eins betrübt ihn, daß er mit den reichlichen Erzeugnissen seines Fleißes niemandem nützen kann. Oft kehrt der Gedanke wieder: wie vielen könnte ich mit diesem Überfluß

helfen! Das ist etwas ganz Neues, das sich weder in seinem früheren Einsiedlertum findet, noch in dem seines Vaters. Bei diesem fanden wir nur die eine Seite gottseligen Strebens vertreten: Gott dienen, ihn anschauen. Nicht mit Unrecht warf ihm der Pfarrer vor, sein Entschluß sei auf papistische Einflüsse zurückzuführen. In der That ist sein Lebensideal katholisch-mönchisch, trotzdem er Protestant ist. S. dagegen ist Katholik, die Moral aber, zu der ihn der gleichfalls katholische Dichter durch jenen Läuterungsprozeß geführt hat, ist protestantisch und hat nichts Mönchisches an sich. Da heißt es: Gott und den Brüdern dienen. Gott dient S. durch ein aufopferungswilliges Leben, den Menschen zu dienen rüstet er sich eifrig für den Fall, daß einmal Schiffbrüchige auf seine Insel verschlagen werden. Den Menschen zu dienen schreibt er ja auch der Fiktion nach seine Lebenserfahrungen auf. Während der Vater ferner es prinzipiell auf „Mortifizierung des Fleisches“ abgesehen hat und sich auch unschuldige Genüsse verjagt, genießt S. mit freudiger Dankagung Gottes Gaben, auch den Palmwein verjchmährt er nicht aus Grundsatz, er hütet sich nur vor übermäßigem Genuß.

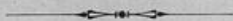
So erhebt sich denn das hier vom Dichter jedenfalls als das eigene gekennzeichnete Lebensideal weit über das, von dem er ausging. Dieses zweite Einsiedleridyll ist keineswegs nur eine Wiederholung des ersten. Nun erst hat das Seelengemälde einen befriedigenden Abschluß, die Charakterentwicklung des Helden einen würdigen Höhepunkt gefunden. Nun können wir sicher sein, daß dieser Mensch sich auf der erreichten sittlichen Höhe behaupten wird und nicht mehr in den Schmutz hinabfallen kann, mag sein Lebensgang eine Wendung nehmen, welche er wolle.

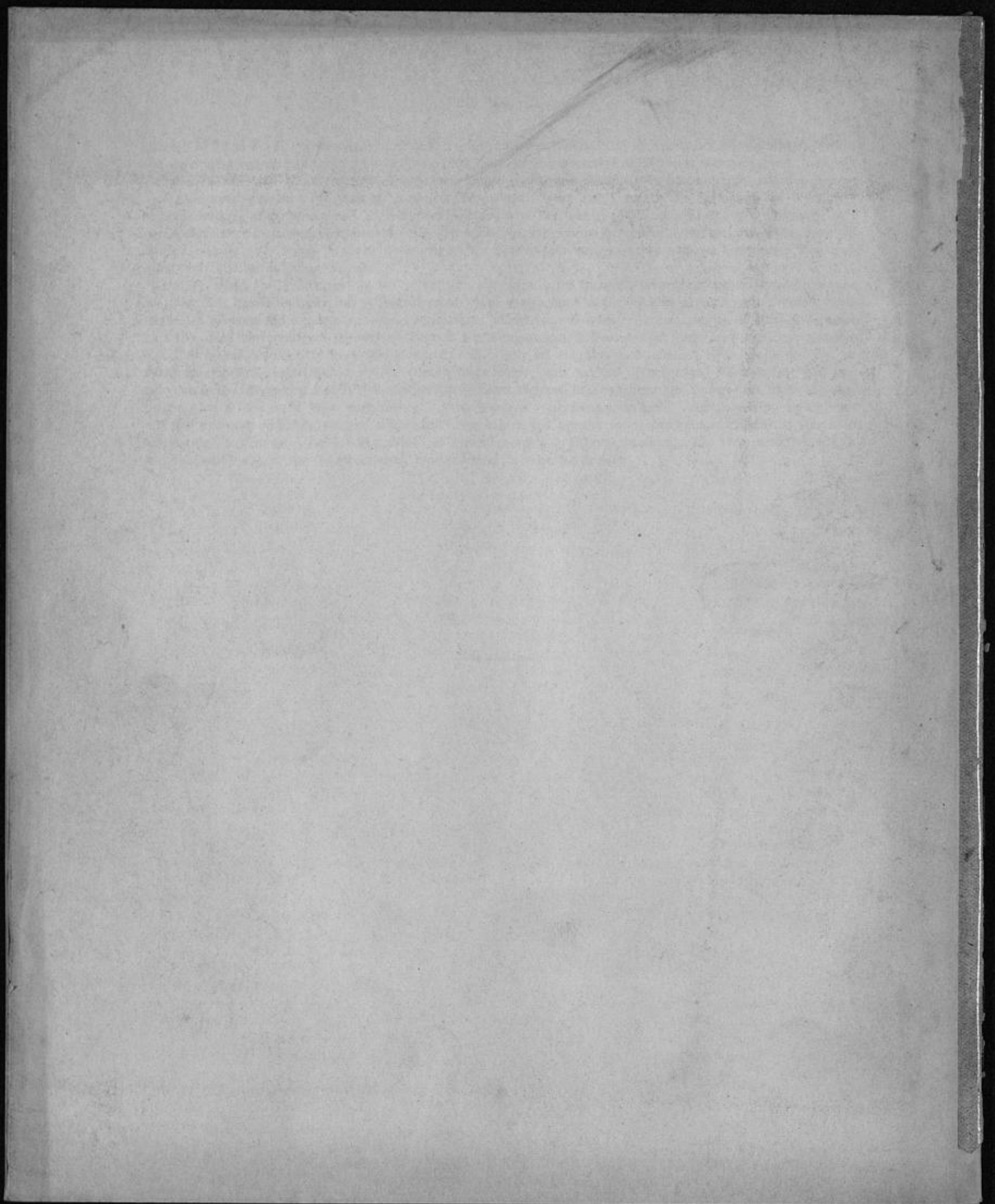
Den Schluß des Ganzen bildet die Relation der Schiffer, welche S. auf seiner Insel auffinden und vergeblich zur Rückkehr zu bewegen suchen, an den vorgegebenen Herausgeber des Werks. In dem ersichtlich tiefen Eindruck, den diese Begegnung auf das Schiffsvolk macht, in dem ehrfurchtsvollen Respekt, den sie dem Einsiedler bei all seinen Wunderlichkeiten, die an Zauberei grenzen, darbringen, spricht sich deutlich die Absicht des Dichters aus: er habe hier eine Persönlichkeit schildern wollen, die von dem echt menschlichen, abgeklärten Geist wahren Christentums erfüllt sei. Als Kardinalpunkt seiner moralischen Weltanschauung dürfte sich aber aus diesem Schlußidyll der Satz ergeben: Ein wirklich ideales d. i. Gott wohlgefälliges Leben ist ohne praktisch nützliche Thätigkeit unmöglich; wahre Nützlichkeit aber im höheren Sinn der Moral ist ohne tiefgewurzelte, auf Erfahrung beruhende Grundsätze, ohne ein Ideal im Herzen zu haben, ebenso unmöglich.

Nehmen wir nun an, die ersten Teile des Werkes enthalten in nicht näher nachzuweisendem Grade Konfessionen des Dichters über seine eigenen Lebenserfahrungen, warum sollte nicht auch der letzte auf inneren Erlebnissen beruhen. Es mag recht wohl auch in seinem Leben eine Periode gegeben haben — etwa nach seinem förmlichen Übertritt zum Katholicismus, — wo er dem Gedanken an das Klosterleben näher getreten ist, warum sollte er nicht ähnlich seinem S. ein Noviziat begonnen haben? Aber sein Thätigkeitsdrang trieb ihn wieder hinaus in ein Leben der Arbeit, wo er als Schultheiß zu Neuchen im Kleinen, als Popularschriftsteller im Großen sich nützlich zu machen eifrig bemüht war. In seiner geistigen Existenz mag er sich wohl da oft ebenso einsam und losgetrennt von der Menschheit vorgekommen sein, wie er S. auf seiner Insel schildert. Bei bedeutenden Männern, wie es Gr. ohne Zweifel war, finden sich immer Anwandlungen von Pessimismus in der Auffassung von dem kleinlichen Thun und Denken der Menschen um sie her. Daß diese Stimmung in den Teilen des Romans, der nach unserer Auffassung so recht eigentlich das Ideal des Dichters darstellt, mehr in den Vordergrund gerückt ist, bewirkt eben, daß auch die letzte Lösung des Problems nicht so ganz befriedigt. Wäre er aber auch in diesem Stück seinem eigenen Lebensgang gefolgt und hätte S. in einen ihm gemäßen Wirkungskreis versetzt, statt ihn von neuem als Globetrotter auf Reisen zu schicken, ich zweifle, ob dann die faustische Grundidee der Dichtung so zum Ausdruck hätte gebracht werden können. Denn ich kann mir nicht helfen, der Spott, den E. Schmidt (Charakteristiken p. 99) für diesen Gedanken des litterarischen Kaufmanns Geßler in Neuchen hat, scheint mir nicht ganz gerechtfertigt. Es giebt thatsächlich überraschende Vergleichspunkte zwischen SS. und Faust. Eine Periode weltferner Unschuld — dort in der Waldklause des Speßart, hier in der stillen Gelehrtenstube zu Wittenberg; die Unmöglichkeit, diese Unschuld festzuhalten — hier durch das sehnsüchtige Verlangen der sinnlichen Menschennatur, dort infolge des Dranges, die Welt zu sehen; hier wie dort führt die Verührung mit der Welt zur Befleckung, zur Schuld; hier wie dort, eine immer stärker werdende Sehnsucht nach der alten Unschuld, ein Ekel vor dem Dämon, der sich doch nicht abschütteln läßt. Hier wie dort eine Läuterung durch ein Leben voll Unruhe und Kämpfe, Arbeiten und Entwürfen; hier wie dort der Sieg über sich selbst durch entagungswolle Thätigkeit, der Triumph über die feindlichen Mächte des Bösen, errungen durch nützliche Arbeit. Es liegt uns fern, die Parallele auf die künstlerische Gestaltung dieser Grundidee auszudehnen; nur das wollen wir behaupten: Der SS. ist wie der Faust entsprungen dem gleichen inneren Bedürfnis eines Mannes, der dichterisch das Fazit der eigenen Lebenserfahrungen ziehen wollte. Er giebt wie Faust ein Bild, wie sich die Idee vom Leben und seinem Werte in einem Originalkopf abspiegelt, der wahrlich nicht zur „Fabrikware der Natur“ gehört. Wie aber Goethe fast über zwei Drittel seines Lebens den Rahmen der Faustsage beibehalten hat, um seine tiefsten Gedanken daran zum Ausdruck zu bringen, so hat auch Gr. die einmal zum Träger seiner Selbstdarstellung aus-

gearbeitete Figur des S. in seiner gesamten ferneren Schriftstellerei beibehalten. Courage und Springinsfeld schließen sich sogar ganz unmittelbar daran an. Die dichterische Höhe des Hauptwerks freilich erreicht Gr. nicht wieder, aus dem einfachen Grunde, weil hier nicht mehr der Werdegang seiner eigenen Persönlichkeit das Hauptinteresse ausmacht, sondern weil es entweder nur auf Ergänzung der Zeit- und Sittenbilder abgesehen ist, oder auf die Verfolgung der moralischen und volkspädagogischen Tendenzen. Diese letzteren überwiegen in den späteren Schriften ganz und gar. Wenn sie aber gerade darum von manchen Mängeln des SS. frei geblieben sind, wenn sie namentlich glatter und einheitlicher im Aufbau erscheinen, so können sie jenem doch nicht an die Seite gestellt werden, haben auch nie den gleichen Reiz ausgeübt, wie SS. bei all seinen Mängeln.

Ich möchte diese Dichtung, so wie sie vorliegt, mit einem alten Bauwerke vergleichen, dessen Architekturformen zu einem Teil hinter Anbauten und Flickwerk versteckt, zum andern durch Schlinggewächse verhüllt sind. Fürwahr, wie Einbauten fremden Stils muten uns die eingeschobenen Allegorien, Visionen, Satiren und moralischen Reflexionen an. Um alles aber rankt sich ein üppiges Beiwerk von Scherzen und Anekdoten, von Zügen aus der Sittengeschichte und Bildern aus dem Soldatenleben des großen Krieges. Aber bei eingehender Betrachtung lösen sich die Massen, es offenbaren sich die grandiosen Formen des ursprünglichen Plans, und auch das Fremdartige, Nebenächliche wird uns lieb und wert. Mag sein, daß der Beobachter eines solchen Gefüges den Gedanken des Baumeisters nicht durchweg gerecht wird, ja daß er ihn wohl falsch auslegt. Kein Interpret eines Kunstwerks wird in der Lage sein: die Geheimnisse des unbewußt schaffenden Genies aufzudecken, ohne daß er aus eigener, mehr oder weniger congenitaler Intuition hinein trägt, was im selbst bei der Betrachtung an Gedanken und Empfindungen aufstieg. Das eben macht den Begriff des Kunstwerks, daß es dem Rätsel aufgiebt, der sich hinein zu versenken bemüht.





gearbeitete Figur des S. in seiner gesamten
 sich sogar ganz unmittelbar daran an. Da
 einfachen Grunde, weil hier nicht mehr der
 weil es entweder nur auf Ergänzung der
 und volkspädagogischen Tendenzen. Diese
 gerade darum von manchen Mängeln des
 Aufbau erscheinen, so können sie jenem do
 geübt, wie SS. bei all seinen Mängeln.

Ich möchte diese Dichtung, so wie
 zu einem Teil hinter Anbauten und Flickv
 Einbauten fremden Stils muten uns die
 an. Um alles aber rankt sich ein üppiges
 und Bildern aus dem Soldatenleben des
 offenbaren sich die grandiosen Formen des
 lieb und wert. Mag sein, daß der Beob
 gerecht wird, ja daß er ihn wohl falsch au
 nisse des unbewußt schaffenden Genius auf
 hinein trägt, was im selbst bei der Betrad
 des Kunstwerks, daß es dem Rätsel aufgie

Sensations-Schreibstofferei heißgehalten Courage und Springinsfeld schließen

cht Gr. nicht wieder, aus dem
 uptinteresse ausmacht, sondern
 die Verfolgung der moralischen
 anz und gar. Wenn sie aber
) glatter und einheitlicher im
 ch nie den gleichen Reiz aus-

chen, dessen Architekturformen
 verhält sind. Fürwahr, wie
 und moralischen Reflexionen
 fügen aus der Sittengeschichte
 ung lösen sich die Massen, es
 ertige, Nebenächliche wird uns
 s Baumeisters nicht durchweg
 n der Lage sein: die Geheim-
 ventiger congenialer Intuition
 Das eben macht den Begriff

